

Abenteurer Gottes

clv

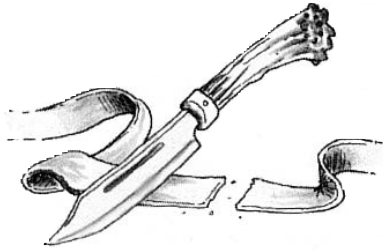
Dave und Neta Jackson

David Zeisberger

Die Herausforderung

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld



1. Auflage 1999
2. Auflage 2004

Originaltitel: The Warrior's Challenge

© 1996 by Dave und Neta Jackson

© der deutschen Ausgabe 1999 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Übersetzung: G. Erkens

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 3-89397-417-2

Inhalt

Vorwort	7
Auf dem Weg ins Gelobte Land	9
Korbreiter	20
Heulsuse	32
Ein nächtlicher Kampf	44
Die Jagd	53
Sonntagsdiebe	65
Opeechee	79
Mutiges Herz	91
Enttäuschtes Vertrauen	105
Der Himbeerstrauch	118
Über den Fluss	131
Den anderen Fluss überqueren	143
Ausklang	153
Mehr über David Zeisberger	155

Vorwort

Dieses Buch über David Zeisberger geht auf die über hundert Jahre alte Erzählung *The Moravian Indian Boy* zurück. Der Verfasser dieser Geschichte ist unbekannt. Er wird nur als Autor von *The Berry Pickers* («Die Beerensammler») geführt. Wir haben uns bemüht, die Einzelheiten in diesem Buch wahrheitsgetreu zu berichten.

Natürlich basiert die Geschichte auf einer wahren Begebenheit. Eine Gruppe blindwütiger Menschen überfiel tatsächlich die friedlichen Indianer, die zu ihrer Sicherheit nach Philadelphia gebracht worden waren. Und es gab wirklich einen lahmen Jungen, der auf der Reise vom Susquehanna-Fluss in Pennsylvania zum Muskingum-Fluss in Ohio krank wurde und starb. Und die Liste derer, die zehn Jahre später am Ufer des Muskingum ermordet wurden, enthält auch die Namen Josef (Schebosh oder Shabosh) und John (ohne Nachnamen).

Zwei Dinge sind festzuhalten: Erstens: Nach der Erzählung *The Moravian Indian Boy* reiste David Zeisberger den ganzen Weg mit dem Stamm der christlichen Indianer. In seiner Biografie steht allerdings, dass er die Indianer auf halbem Wege traf und sie dann auf dem Rest des Weges zu ihrer neuen Heimat begleitete.

Zweitens haben im oben genannten *Moravian Indian Boy* weder Josef noch sein Vater, von dem angenommen wird, dass auch er Indianer war, einen Nachnamen. Andere biografische Quellen besagen allerdings, dass der im Massaker von 1781 getötete John Schebosh oder Shabosh der Sohn eines Weißen war, eines Böhmisches Bruders europäischer Herkunft, namens John Josef Schebosh ober Shabosh. Dieser Mann soll mit einer Indianerin verheiratet gewesen sein. Um die Aussage unseres Buches nicht zu verfälschen, sind wir der Originalgeschichte gefolgt.

Auf dem Weg ins Gelobte Land

Josef Shabosh kippte den letzten Eimer Maisbrei in den ausgehöhlten Baumstamm und schüttelte voller Abscheu den Kopf. »Dumme, hässliche Biester«, murmelte er. »Zu nichts Besseren zu gebrauchen als sich in einem stinkenden Schlammloch zu suhlen, um die Schnaken loszuwerden und mir noch mehr Arbeit zu machen.«

Der Indianerjunge kletterte mit seinen leeren Eimern über den Grenzzaun des kleinen Örtchens Pigpen und ließ sich neben seinem Freund David Heckstein zu Boden fallen, der den Rücken an einen Baumstumpf gelehnt hatte. »Warum haben die Erwachsenen überhaupt beschlossen, Kühe und Schweine zu halten?«, beschwerte sich Josef. »Wir hätten mehr als genug Fleisch, wenn wir nur öfter auf die Jagd gingen.«

David verdrehte gelangweilt die Augen. »Früher oder später endet bei dir sowieso alles beim Jagen, richtig?« Er lächelte. »Nimm's nicht so schwer, Josef. Du bist schon fast vierzehn Jahre alt. Dein Vater wird dich sicher bald zur Jagd mitnehmen – im nächsten Frühjahr mit Sicherheit.«

Auf den ersten Blick hätte man die beiden Jungen für Brüder halten können.



Beide trugen einfache handgewebte Kittel über weiten Hosen und Ledermokassins. Die Haare trugen sie glatt bis auf die Schultern, in der einfachen Art, wie alle christlichen Indianer es taten, die ihr Haar nicht abrasiert hatten oder Federn und Ketten trugen. Aber auf den zweiten Blick konnte man gut einige Unterschiede zwischen den beiden Jungen entdecken.

Josef, der ältere der beiden, war schon fast ein junger Mann, mit einem straffen und kräftigen Körper. Er hatte dickes schwarzes Haar, die dunklen Augen der Seneca-Irokesen, und mit seiner getönten Haut strahlte er Gesundheit und Energie aus. Der zwölf Jahre alte David dagegen war klein und dünn, zu dünn für sein Alter. Obwohl auch sein Haar auf die Schultern hing, wie bei allen anderen Indianerjungen, war es nicht schwarz, sondern braun. Seine Augen waren blaugrau – ein Erbe seines Vaters, eines Böhmisches Bruders namens Berthold Heckstein, der hier als Missionar gelebt hatte, und der, als David noch ein Kind war, von feindlichen Indianern getötet wurde. Aber seine dunklen Wimpern und Augenbrauen und die warm leuchtende braune Haut verrieten, dass seine Mutter eine Mohegan-Indianerin war. Er besaß ein rasches, offenherziges Lächeln, aber nur allzu oft war ein Schmerz um seine Augen herum zu bemerken.

Die Freunde lümmelten sich noch ein Weilchen auf dem Gras herum und freuten sich an der

warmen Septembersonne, die über dem Tal des Susquehanna-Flusses stand. »Das Laub wird bunt«, murmelte David, als der Wind an den Ahornbäumen und Birken rüttelte.

Josef sprang auf. »Und die Sonne verschwindet bereits hinter den Bäumen! Ich bringe dich besser pünktlich zum Abendessen zurück, sonst findet deine Mutter womöglich noch mein Versteck.« Er beugte sich herunter, schwang David auf seinen Rücken und hielt ihn mit einem Arm fest, während er mit dem anderen nach den Eimern griff. Er bemühte sich, David nicht zu sehr durchzuschütteln, während er zu den ordentlich aneinander gereihten Blockhäusern eilte, aus denen das Indianerdorf »Friedenshütten« bestand, das am Ufer des Susquehanna-Flusses lag.

Das ungewöhnliche Paar bog gerade um die Ecke des ersten Blockhauses, als Josef plötzlich stehen blieb. »Schau mal«, sagte er ein wenig unter seiner Last keuchend.

David, der seinen Arm um Josefs Nacken gelegt hatte, linste vorsichtig über dessen Schulter. Eine große Menschenmenge hatte sich auf der festgetretenen Lehmstraße in der Nähe des Missionshauses um zwei weiße Männer versammelt. Die Dorfbewohner waren, neben einigen Mohikanern, überwiegend Irokesen – ein Zusammenschluss sechs einzelner Stämme, den Senecas, Onondagas, Cayugas, Mohaks, Oneidas und Tuscaroras. Josef war nicht überrascht,

in einem der Männer John Heckewelder zu erkennen, einen jungen böhmischen Missionar, der während des letzten Jahres bei ihnen gelebt hatte. Aber der andere?

»Es ist Vater Zeisberger!«, schrie David aufgeregt. »Er ist wieder zurück!«

Josef lachte breit und machte sich schnell auf den Weg zum Missionshaus. David Zeisberger war der Pfarrer und geistliche Leiter unter den etwa zweihundert Indianer-Christen, die sich entlang des Susquehanna-Flusses niedergelassen hatten. Er war den größten Teil des Jahres 1771 auf einer Missionsreise im Westen von Pennsylvania und Ohio unterwegs gewesen, um dort noch einige andere Indianerstämme mit dem Evangelium zu erreichen. Während seiner Abwesenheit war Bruder Heckewelder für die Missionsstation verantwortlich gewesen.

Aber jetzt war Vater Zeisberger zurück! Josef war froh darüber; er mochte und respektierte den schmalen drahtigen Mann sehr. Er war nur ein klein wenig größer als Josef und hatte ein offenes, ernstes Gesicht. Er sprach auch sehr offen – brachte es immer genau auf den Punkt, war ehrlich und stand zu seinem Wort. Das, so dachte Josef ironisch, war für einen der »Englischen« mehr als ungewöhnlich.

Aber trotz ihrer weißen Haut waren Vater Zeisberger und Bruder Heckewelder keine Engländer. Sie waren aus Böhmen nach Amerika ge-

kommen. Das war ein weit entfernter Ort, quer über den Ozean, genau wie England, aber man sprach dort eine andere Sprache, die Deutsch hieß. Glücklicherweise hatten beide Männer die Sprache der Irokesen gelernt, die von allen sechs Stämmen gesprochen wurde.

Als die beiden Jungen sich der aufgeregten schwatzenden Menge vor dem Missionshaus näherten, hörten sie, wie David Zeisberger seine Stimme erhob und sagte: »Brüder, lasst uns ins Haus gehen und dort in aller Ruhe über die Sache reden. Wir haben alle unsere Meinung, aber wir müssen erforschen, wie unser Handeln Gottes Willen entsprechen kann.«

Josefs Vater John Shabosh bemerkte die beiden Jungen, löste sich von der Gruppe und kam auf sie zu. »Josef, hast du deine Pflichten erfüllt?«

»Ja, Vater, aber was ... ?«

»Dann bring David zurück zu seiner Mutter. Vater Zeisberger ist zurückgekommen und hat ein Treffen der Dorfältesten einberufen. Ich werde heute Abend später kommen. Nun geh schon!«, befahl er streng. »Das hier ist nichts für Jungen. Ihr werdet noch früh genug von allem erfahren.« Josef wandte sich um, der Anordnung seines Vaters zu folgen, als dieser ihm noch zurief: »Und spüle diese Eimer aus!«

Josef trug David zurück zum Blockhaus der Hecksteins, das genau wie alle anderen aus

Stämmen und Baumrinde gebaut war. Beide waren still in ihrer Enttäuschung. Man hatte sie einfach weggeschickt! Was ging überhaupt vor? War irgendetwas geschehen?

Anna Heckstein war froh, die beiden zu sehen. »Da seid ihr ja! Ihr wart so lange fort, dass ich schon langsam anfang, mir Sorgen zu machen. Vater Zeisberger ist zurück, habt ihr ihn gesehen?« Sie war immer noch in Sorge. »Geht es dir gut, David? Vielleicht sind die Schweineställe doch ein wenig zu weit weg für dich.«

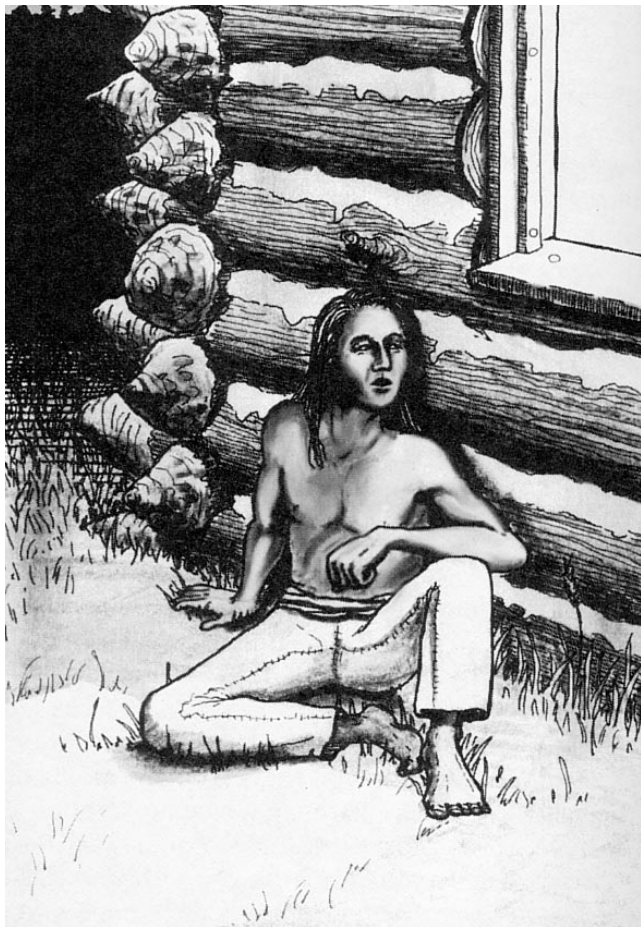
»Mir geht's gut, Mutter«, beschwichtigte David sie, als Josef ihn langsam auf ein Bärenfell am Boden gleiten ließ. Beschwörend sah er seinen Freund an, der jetzt aufbrechen wollte.

Josef beugte sich hinunter und flüsterte ihm leise ins Ohr: »Ich komme sofort, wenn ich etwas herausgefunden habe«, versprach er. »Übrigens brauche ich heute Abend etwas Hilfe bei meinen Hausaufgaben.«

Brennend vor Neugier ließ Josef die Eimer stehen und ging hinter einer Reihe von Blockhäusern zurück zum Missionshaus. Die Fenster waren geöffnet, um die warme Abendsonne hineinzulassen. *Gut so*, dachte Josef, kroch unter eines der Fenster und suchte eine bequeme Stelle, um seinen Rücken an die Wand aus Holzbohlen zu lehnen. Er konnte alles einwandfrei hören.

»Was soll das heißen, die Irokesen haben unser Land an weiße Siedler verkauft?«, fragte eine auf-

geregte Stimme im Inneren des Hauses. Josef erkannte die Stimme von John Myers, einem jungen Onondaga-Irokesen, der sich den christlichen Indianern angeschlossen und sogar einen christlichen Namen angenommen hatte. »Die an-



deren Irokesen haben dieses Land entlang des Susquehanna-Flusses vor sieben Jahren uns gegeben«, fuhr John Myers fort. »In gutem Glauben haben wir Häuser gebaut und Felder angelegt!«

»Ich weiß, ich weiß«, hörte man David Zeisbergers beschwichtigende Stimme. »Gott hat uns während der letzten sieben Jahre diese Zufluchtstätte des Friedens und Wohlergehens geschenkt – und wir alle hofften, das würde noch viele Jahre so weitergehen.«

»Vater Zeisberger«, hörte man eine andere Stimme mit deutschem Akzent in der Irokesen-Sprache sprechen, »könnten wir nicht eine Vereinbarung treffen? Vor fünf Jahren gab es schon einmal Streit um dieses Land, aber du gingst vor den Großen Rat der sechs Stämme und der Streit wurde zu unseren Gunsten entschieden.«

»Das stimmt, Bruder Heckewelder«, sagte Zeisberger. »Aber selbst wenn der Verkauf des Landes dabei herauskäme, Tatsache ist doch, dass die Weißen immer näher kommen – mit ihrem Alkohol und ihren Zielen. Wenn wir hier bleiben, werden wir wieder einmal in ihre Streitereien und Kämpfe verwickelt. Hast du schon den letzten Krieg vergessen, zwischen den Franzosen und den Engländern? Wir, die wir es ablehnten, überhaupt zu kämpfen, wurden von beiden Seiten verdächtigt, für die Gegenseite zu spionieren. Sogar unsere indianischen Brüder von den verschiedenen Stämmen wandten sich gegen

uns, weil wir nicht zu den Waffen greifen wollten. Es gab solch ein Durcheinander, dass wir die ganze Missionsarbeit einstellen mussten.«

»Er hat Recht.« Josef erkannte sofort die Stimme seines Vaters. »Ich möchte die Engländer nicht wieder um ›Schutz‹ bitten müssen – wie in jenem schrecklichen Winter, als sie uns in die Armeekasernen in Philadelphia eingesperrt hatten.«

Lautes Murmeln war aus dem Blockhaus zu hören. Sogar Josef, der unter dem Fenster lauschte, konnte sich noch an den wütenden Mob der weißen Männer erinnern, die damals alle Indianer umbringen wollten – egal, ob Freund oder Feind, Christ oder Heide, friedlich oder kriegerisch – es machte keinen Unterschied. Das war der Mob, der David, der damals gerade vier Jahre alt war, aus den Armen seiner Mutter gerissen hatte und ...

Josefs Gedankengang wurde durch Zeisbergers Stimme unterbrochen. »Auf meiner letzten Reise wurde ich von Häuptling Netawatwes eingeladen, die Delawaren in Ohio zu besuchen. Er möchte sehr gerne, dass wir eine Missionsstation bei den Delawaren errichten, und er hat uns Land am Ufer des Muskingum-Flusses versprochen. Ehe ich hierher zurückkam, habe ich mit den Ältesten unserer Kirche in Bethlehem/Pennsylvania über diese Einladung gesprochen und auch über den Streit um das Land hier am Susquehanna.«

Er legte eine Pause ein. Keiner sprach jetzt. Alle warteten.

»Die Böhmischen Brüder raten uns«, fuhr der Pastor fort, »unsere Mission westwärts zu verlagern, ans Ufer des Muskingum. Es ist eine großartige Gelegenheit, den Delawaren das Evangelium zu bringen. Und in Ohio werden wir wieder Hunderte von Meilen von den weißen Siedlern entfernt sein und können in Frieden leben.«

Wieder herrschte Schweigen im Blockhaus. Josef, der draußen unter dem Fenster kauerte, war so schockiert, dass es ihm den Atem verschlug.

Friedenshütten verlassen? Aber warum? Die Gruppe christlicher Indianer wurde von Ort zu Ort herumgeschubst, seit der blutige Krieg zwischen den Franzosen und Engländern begonnen hatte, sich an den Ufern des Susquehanna auszubreiten. Die böhmischen Missionare hatten die christlichen Indianer ermutigt, das unstete Leben mit der Jagd zugunsten eines ruhigen Lebens als Farmer aufzugeben. Das Land war fruchtbar, man erntete große Mengen Getreide, nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch, um noch an arme Indianerstämme abzugeben, die hungerten, oder an Jagdzüge, die vorbeikamen.

Neben den Schweinen hatte man im Dorf noch Hühner sowie eine große Herde von Fleisch- und Milchkühen, und jede Familie besaß zusätzlich einen großen Gemüsegarten hinter dem Haus. Handelsgüter waren auch handgefertigte Kanus und der Ahornsirup, den sie im Spätwinter in den nahe gelegenen Wäldern ernteten. Das

kunstfertige Handwerk der christlichen Indianer war wohlbekannt. Aber nicht nur das, die Stadt hatte auch eine Kirche, eine Schule und das Missionshaus. Was würde aus alledem werden?

»Unsere Ältesten sprechen weise.« Josef hörte seinen Vater das Schweigen brechen. »Wir werden die Wintermonate benötigen, um alles fertig zu machen. Es gibt viel zu tun. Aber im Frühjahr werden wir aufbrechen, so wie du es gesagt hast, Vater Zeisberger. Dies ist ein Ruf an uns, unsere Heimat hier für eine bessere anderswo aufzugeben – wie die Kinder Israel, die durch die Wüste ins Gelobte Land gewandert sind. Gott wird mit uns sein.«

Bei diesen Worten lief Josef ein Schauer über den Rücken. Er war ganz begeistert. Eine Reise in die Wildnis! Das würde wie in den Geschichten sein, die er über die früheren Zeiten gehört hatte: ein Leben von der Hand in den Mund, jeden Tag zur Jagd, mit wilden Tieren kämpfen, um zu überleben ...

Er lächelte. Sicher würden sie diese dummen Schweine zurücklassen müssen.

Und dann, ganz plötzlich, war das Lächeln wie weggeblasen. Ein schrecklicher Gedanke schoss durch seinen Kopf. David konnte nicht laufen. Würden sie ihn auch zurücklassen müssen?

Korbreiter

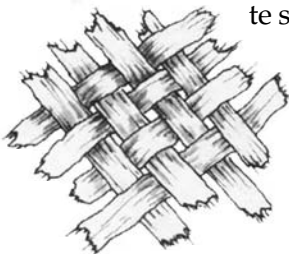
David Heckstein band seine restlichen Kleidungsstücke mit einem Stück Bindfaden zu einem Bündel zusammen. Danach schleppte er sich über den Fußboden der Hütte und warf sein Bündel auf den Haufen, der dort aus Kleidung und Kochtöpfen aufgetürmt war. Aber diese Anstrengung brachte ihn zum Stöhnen, denn seine Hüften schmerzten. Er blickte kurz zu seiner Mutter, die bei der offenen Tür saß, aber sie hatte nichts mitbekommen. Anna Heckstein, die ihr kräftiges schwarzes Haar zu einem dicken Zopf geflochten über den Rücken herabhängend trug, webte an einem riesigen, seltsam aussehenden Korb.

»Guten Morgen, Schwester Heckstein«, klang Josefs Stimme von draußen. »Darf ich mit David zum Flussufer hinunter, um den Männern mit den Kanus beim Aufbruch zuzusehen?«

David's Gesicht hellte sich auf, als er Josefs Einladung hörte, aber dann zögerte er. Vielleicht sollte er seine Mutter doch nicht allein lassen. Er konnte

sie doch nicht allein die ganzen übrigen Sachen einpacken lassen, dachte der Junge.

Anna sah ihm an, was er dachte. »Na los mit euch«,



sagte sie. »Ich muss mit diesem Korb fertig werden und dabei kannst du mir nicht helfen. Aber dass du mit David vorsichtig bist, Josef Shabosh!«

Als Josef den Jungen auf seinen Rücken hob und den Weg zum Fluss einschlug, flüsterte ihm der Junge ins Ohr: »Nicht laufen, Josef.« Josef nickte. Er hatte verstanden. Die Schmerzen waren heute stark.

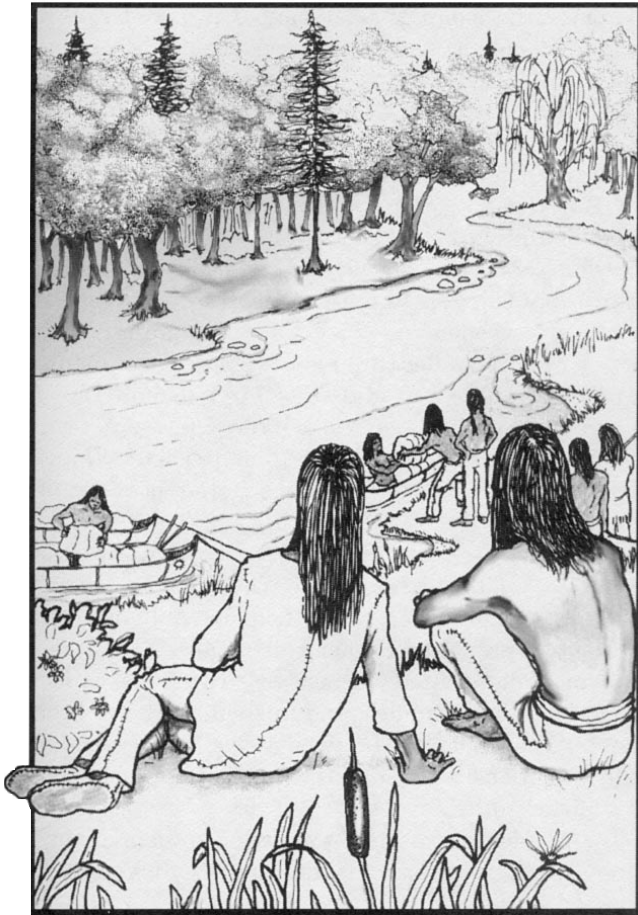
Monate waren seit dem Entschluss vergangen, Friedenshütten zu verlassen. Man wollte zum Muskingum-Fluss übersiedeln. Im Herbst hatten sie die Früchte geerntet und eingelagert. Während des langen Winters hatten sie aus dicken Baumstämmen neue Kanus gebaut und neue Mokassins angefertigt. Als der Frühling kam, war David Zeisberger zusammen mit fünf anderen Familien vorausgezogen, um am Muskingum-Fluss einen guten Platz für ihr neues Dorf zu finden.

Vater Zeisberger war zurückgekommen, und jetzt war der Zeitpunkt der Abreise da. An diesem klaren, strahlenden Junimorgen im Jahr 1772 wimmelte das Ufer des Susquehanna nur so von Männern, die schweres Farmergerät und Vorräte in die Kanus luden. Die christlichen Indianer, die weiter westlich nach Ohio umsiedeln wollten, waren in zwei Gruppen aufgeteilt. Die kleinere Gruppe, bestehend aus etwa fünfzig Männern, die in den Kanus die schweren Lasten beförderten, brach sofort auf; die größere Grup-

pe, die auf dem Landweg unterwegs sein würde, sollte morgen aufbrechen.

Josef ließ David sachte von seinem Rücken ins Gras gleiten. Angesichts der emsig arbeitenden Männer verschlug es den Jungen die Sprache. Sie waren begeistert, und David vergaß fast seine Schmerzen. Die Schule war schon seit Wochen geschlossen. Alle waren viel zu aufgeregt und beschäftigt, um sich auf den Schulunterricht zu konzentrieren. David war froh, dass auch seine Mutter und er aufbrachen. Den Gedanken, dort zurückgelassen zu werden, hätte er nicht ertragen.

Aber einige Sorgen wollten seine Vorfreude trüben. Wie sollte seine Mutter ihn den ganzen Weg bis Ohio tragen? Sie war nicht alt, war auch harte Arbeit gewohnt und hatte einen gesunden Rücken. Aber ihn bis zur Kirche oder beim Unkrautjäten zu tragen, war doch etwas anderes, als einen Marsch von mehreren hundert Kilometern durch Wälder und Flüsse und über Berge hinter sich zu bringen. Und obwohl David es hasste, dies zuzugeben, schien es so, als ob seine Schmerzen von Tag zu Tag stärker wurden. Er wurde immer schneller müde. Würde er die dauernde Bewegung während der Reise durchhalten können? Das Verladen war nun beendet. Die Menschen standen dicht beieinander und merkten schlagartig, dass es nun ans Abschiednehmen ging. Ein Lied wurde gesungen, Pastor Zeisberger sprach noch ein Gebet, und dann machten sich



die Männer auf den Weg; jeweils zu zweit gingen sie zu einem Kanu, nahmen die Paddel auf und stießen vom Ufer ab. Was für ein Anblick! Die fünfundzwanzig schwer beladenen Kanus glitten leicht durch das Wasser, wie ein Schwarm buckliger Fische.

»Ich bin gespannt, wann wir sie wiedersehen werden«, sagte Josef ernst, als die Boote hinter der Biegung verschwunden waren.

»Schsch!«, zischte David sorgenvoll, der gerade dasselbe gedacht hatte.

Während die Kinder langsam den Weg durch den Wald zum Dorf zurückgingen, sah David zwei Männer, die sich mit seiner Mutter vor ihrer Hütte unterhielten. Sogar aus einiger Entfernung konnte er erkennen, dass die beiden nicht aus Friedenshütten stammten, denn ihre Köpfe waren bis auf eine einzige Strähne auf dem Oberkopf kahl geschoren. Diese Strähne war mit Federn, silbernen Schmuckstücken und Perlen verziert. Sie trugen bestickte Bänder um ihre Arme und Fußgelenke.

Als die Jungen näher kamen, drehten sich die Männer um und betrachteten sie eingehend. »Ist das der Junge?«, fragte einer der beiden.

Anna Hecksteins Gesicht erhellte sich. »Ja«, lächelte sie. »Das ist mein David und sein Freund Josef.« Sie hob David vorsichtig von Josefs Rücken und lehnte ihn gegen den Türrahmen. »David, das ist mein Bruder ›Silbernes Messer‹ und unser Cousin Opeechee. Du kannst dich bestimmt nicht an die beiden erinnern, denn du warst noch sehr klein, als du sie das letzte Mal gesehen hast.«

David bekam große Augen. Was machten sein Onkel und Mutters Cousin hier?

Mit ernstem Blick sagte ›Silbernes Messer‹: »Wir bitten dich noch einmal, Schwester, auf diese Reise zu verzichten. Es ist schlimm genug, dass du unseren Stamm verlassen hast, um hier in diesem ... diesem Dorf zu leben, das zu keinem Stamm und zu keiner Familie gehört ...«

»Wir gehören alle zur Vereinigung der Irokesen«, erinnerte Anna.

»Die Mohegan nicht!«, zischte ihr Bruder.

Opeechee trat vor. »Komm zurück nach Hause, Cousine. Auch wenn der Junge der Sohn eines Weißen ist, werden wir ihn als deinen Sohn in unseren Stamm aufnehmen und ihn die Bräuche der Mohegan lehren.«

»Außerdem«, warf ›Silbernes Messer‹ barsch ein, »ist der Junge ein Krüppel und kann eine solche Reise gar nicht unternehmen.«

Anna konnte nicht sofort antworten. David schlug das Herz bis zum Hals. Auch auf Josefs Gesicht war die Besorgnis deutlich zu erkennen. Würde seine Mutter es tatsächlich in Erwägung ziehen, die christlichen Indianer zu verlassen?

»Nein«, sagte sie fest entschlossen. »Ich freue mich über euer Bemühen um mich, aber ... ich kann nicht mit euch gehen. Ich muss meinen Sohn im Glauben seines Vaters erziehen – auch meines Glaubens. Der große Gott und Vater hat meine Sünden vergeben und hat mir neues

Leben geschenkt – hier drinnen.« Sie klopfte an ihre Brust. »Dies hier ist jetzt mein Volk. Wo sie hingehen, muss ich auch hingehen.«

»Deinen Sohn erziehen?« ›Silbernes Messer‹ lachte verächtlich und betrachtete Davids regungslosen Körper am Türrahmen. »Siehst du nicht, dass er krank ist? Er wird innerhalb des nächsten Jahres tot sein.«

»Das stimmt nicht!«, rief Anna mit blitzenden Augen. »Er wird von Tag zu Tag kräftiger. Die Reise wird hart sein, aber wenn wir am Muskingum ankommen ...«

Opeechee hob die Hand und schnitt ihr das Wort ab: »In Ordnung. Du hast dich entschieden«, sagte er. Dann zeigte er plötzlich mit seinem Daumen in Josefs Richtung. »Aber ihr nehmt auch solche Jungen mit, wie diesen tapferen hier. Willst du auch für sie entscheiden?«

Ohne ein weiteres Wort gab Opeechee seinem Cousin ein Zeichen, und sie gingen die Hauptstraße von Friedenshütten hinunter und verschwanden im Wald.

Anna sah ihnen nach, dann vergrub sie das Gesicht in beiden Händen. Josef und David sahen sich wortlos an. Was hatte Opeechee gemeint?

In diesem Augenblick kam Bruder Heckewelder zu ihnen gelaufen. »Schwester Heckstein, geht es dir gut? Ich sah die beiden Männer ... Oh Josef! Dein Vater sucht dich. Beeile dich lieber.«

Josef verdrehte die Augen. Er sah zu David hinüber und ging dann widerstrebend. Offensichtlich wollte er nichts verpassen. Mit sorgenvoller Miene wandte sich Bruder Heckewelder nun Anna zu, die sich inzwischen wieder beruhigt hatte. Sie berichtete kurz von der Unterhaltung mit ihren Verwandten.

»Ich fürchte, sie wollen uns die jungen Leute abspenstig machen«, murmelte Bruder Heckewelder aufgeregt. »Aber ... dein Bruder hat in einem Punkt Recht, Schwester Heckstein. Wird die Reise nicht zu anstrengend für dich und David? Der Junge ist schwach, und du hast keinen Ehemann, der ihn tragen kann.«

»Ach!«, unterbrach ihn Anna, »ich werde ihn selbst tragen.« Sie hob den Korb hoch, den sie seit einigen Tagen aus Seegras geflochten hatte. Er war merkwürdig geformt, ganz flach auf einer Seite, mit zwei Löchern knapp über dem Boden. Sie schwang den Korb auf ihren Rücken und rückte den dicken, gewobenen Tragegurt über den Schultern zurecht. »Nun, Bruder Heckewelder, wenn du David hineinheben könntest ...«

Wenige Augenblicke später fand sich David in diesem Korb auf dem Rücken seiner Mutter wieder, seine dünnen, nutzlosen Beine hingen durch die Löcher an der Seite. Er war erstaunt, wie stabil sich die Konstruktion anfühlte – wie beim Reiten auf Josefs Rücken, aber mit dem

festen Halt durch den Korb. Vielleicht ... aber konnte das tatsächlich funktionieren?

* * *

Der Himmel war hell, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen, als die Bewohner von Friedenshütten zu der kleinen Holzkirche strömten, die in der Mitte des Dorfes stand. Sie gingen nicht hinein, sondern blieben mit ihren Paketen und Bündeln in dem großen Garten stehen, verschlafene Kinder an der Hand haltend.

Nachdem die Menschen sich versammelt hatten, begann Bruder Heckewelder ein Lied zu singen. Die Stimmen zitterten ein wenig, aber die Worte gaben Trost. Während die letzten Töne verklangen, öffnete Vater Zeisberger seine Bibel und las den Segen vor, den Mose den zwölf Stämmen Israel vor ihrem Weg ins Gelobte Land gegeben hatte: »... Eisen und Erz seien deine Riegel, und wie deine Tage, so deine Kraft.« Er wandte sich mit freundlichem Blick an seine Gemeinde, die bereit für die lange Reise vor ihm stand. »Wir wissen nicht, was vor uns liegt oder wie lange diese Reise dauern wird. Aber Gott verspricht, dass Er uns Kraft schenken wird.«

Die Menschen murmelten dankbar: »Amen.«

Josef hörte nur mit halbem Ohr zu, als Vater Zeisberger ein längeres Gebet sprach. Irgendetwas über Gott, der mit ihnen ging, unbekanntem Gefahren entgegen ... wilde Wasser abzuhalten ...

die Mäuler wilder Tiere zu schließen ... sie vor den Pfeilen feindlicher Indianer zu schützen ... sie vor Streit und Anfeindung zu bewahren.

Josef hatte viel größeres Interesse an dem großartigen Korb, den Anna Heckstein geflochten hatte, um ihren lahmen Sohn darin zu tragen. David sah ein bisschen merkwürdig aus; er schämte sich. Na ja, dachte Josef, es sah wirklich ein bisschen komisch aus – aber das würde er David niemals sagen.

Das Ertönen des »Amen« und die Männer, die ihre Strohhüte aufsetzten, zeigten Josef, dass das Gebet vorüber war. Dann hörte er Vater Zeisberger laut und deutlich sagen: »Erhebt euch und geht; denn dies ist nicht eure Ruhestätte!« Josef grinste und schüttelte den Kopf voller Bewunderung: Vater Zeisberger kannte sich hervorragend aus in der Heiligen Schrift. Er konnte zu jeder Gelegenheit das passende Wort zitieren.

Josef rannte zu seinem Platz ziemlich am Anfang des Zuges, um den anderen Jungen in seinem Alter beim Anführen der Ziegen und Milchkühe und beim Treiben der Rinderherde vor ihnen her zu helfen. Immerhin nahmen sie die Schweine nicht mit, dachte er zufrieden. Als die Dorfältesten beschlossen hatten, die Schweine zu verkaufen, war das nach Josefs Ansicht die beste Entscheidung.

Nach den Tieren und den Jungen folgten die übrigen Männer, die Frauen und die Kinder.

Jede Familie hatte ein oder zwei Packpferde, die mit Lebensmitteln und Vorräten für die Reise beladen waren. Nur die ganz alten und gebrechlichen Menschen saßen auf den Pferden.

Als die Reisenden den Rand von Friedenshütten erreicht hatten, sah Josef, wie Anna Heckstein und einige andere Frauen einen letzten Blick auf ihr vertrautes Heim warfen. Viele Dinge mussten zurückgelassen werden: handgefertigte Tische und Stühle, Betten, Bärenfelle und Webstühle. Gelbe, rosa und violette Blumen, die vor den Häusern blühten, gaben der fast völlig verlassenen Stadt immer noch den Anschein, bewohnt zu sein.

Aber Josef wendete sich nach Westen und schaute über das Susquehanna-Tal zu den dichten Wäldern, die auf den Pennsylvania-Bergen wuchsen. Heute Abend würden sie unter diesen Bäumen ihr Lager aufschlagen!

* * *

Die Morgensonne wärmte ihnen noch immer den Rücken, als Josef sie sah – eine Gruppe von Irokesen-Kriegern, die plötzlich aus dem Wald trat und ihnen den Weg verspernte. Josef war hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, sofort Vater Zeisberger zu alarmieren, und der Notwendigkeit, einigen Kühen, die weggelaufen waren, nachzujagen. Die Entscheidung wurde ihm von seinem Vater abgenommen, der ihm zurief: »Treib die Kühe wieder aus dem Wald heraus, Josef!«

Als Josef und einige andere Jungen die Kühe wieder zur Herde zurückgebracht hatten und sich wieder in den Zug einreiheten, fragte Vater Zeisberger die Indianer gerade, warum sie ihnen den Weg versperrten.

»Ihr verlasst unser Tal. Vielleicht kommt ihr niemals wieder«, sagte einer der Männer beiläufig. »Wir wollen uns nur von unseren Cousins, Cousinen und Freunden verabschieden.« Aber während er sprach, ließ er, genau wie die anderen Männer, seine Blicke über die Herde gut genährter Kühe und Ziegen wandern, die von den Jungen angeführt wurde.

Zeisbergers Stimme blieb freundlich, aber seine Augen waren wachsam. »Gut, dann verabschiedet euch schnell, denn wir haben heute noch einen langen Weg vor uns.« Dann wandte sich der Pastor an Josefs Vater und sagte mit leiser Stimme: »Pass du mit den anderen Männern auf. Seht zu, dass sie schnell fertig sind. Vielleicht haben sie etwas Böses im Sinn.«

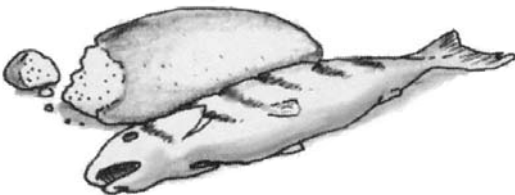
Trotz der Störung kam doch schnell die Aufforderung weiterzuziehen, und ein Irokesen-Krieger nach dem anderen blieb vom Zug zurück und verschwand wieder zwischen den Bäumen. Aber den ganzen Tag lang dachte Josef, der die Herde anführte, er würde zwischen den Bäumen Schatten sehen, die sich mit ihnen vorwärts bewegten.

Heulsuse

David war froh, als der Zug anhielt. Auch zum Mittagessen hatte man schon eine Pause eingelegt, aber die war nur kurz gewesen. Anna drängte ihn, von dem geräucherten Fisch und dem Maisbrot zu essen, das sie für diesen Tag eingepackt hatte. David bemühte sich ihr zuliebe, das meiste davon zu essen. Sie hatten dadurch, dass sie den Weg durchs Tal verlassen hatten und durch die Wälder gewandert waren, eine ziemlich weite Strecke geschafft. Jetzt, am späten Nachmittag, war wieder Gelegenheit für eine kurze Verschnaufpause, während einige der Männer einen guten Lagerplatz für die Nacht suchten.

Anna saß auf einem moosbewachsenen Baumstamm und summt leise vor sich hin. David saß an sie angelehnt und wünschte sich im Stillen, sie könnten hier und jetzt das Lager aufschlagen. Er beobachtete einige kleinere Kinder, die überhaupt nicht müde zu sein schienen. Sie rannten herum, spielten Verstecken zwischen den Büschen und lachten glücklich über ihre

Freiheit
zum
Spielen.



»Schwester Anna! David!« Vater Zeisbergers warme Stimme durchbrach das Schweigen. »Meine lieben Freunde, ich habe euch kaum gesehen, seit ich vom Muskingum zurück bin.« Er setzte sich neben sie auf den Baumstamm. »So habt auch ihr euch entschlossen, zu dem neuen Land zu wandern. Und David, wie geht's dir, Junge? Sicher fühlst du dich jetzt schon kräftiger als vor einigen Monaten, als ich zu meiner Reise aufbrach.«

»Oh ja, es geht ihm viel besser!«, warf Anna eifrig ein. »Siehst du seine gesunde Gesichtsfarbe und wie seine Augen glänzen? Er war doch sonst immer so blass. Aber die frische Waldluft ist besser als Kräuter und Medizin.«

David merkte, dass Vater Zeisberger ihn genau betrachtete. Der Junge wandte den Kopf ab. Vater Zeisberger schien immer ganz genau zu wissen, wie es ihm ging – besser sogar als seine Mutter. David wusste, dass sie nur das sah, was sie sehen wollte.

Als Vater Zeisberger wieder sprach, klang seine Stimme leiser und auch ernster als vorher. »Liebe Anna, du hast ein sehr mutiges Herz. Aber die Reise ist lang. Bist du stark genug, um bis zum Ende durchzuhalten?«

Anna hob das Kinn. »Hast du nicht heute Morgen aus der Schrift vorgelesen, Vater Zeisberger? ›Wie deine Tage, so deine Kraft?«

Zeisberger nickte. »Richtig. Aber David ist eine schwere Last, wenn eine Mutter ihn so weit tragen soll.«

Annas Augen blitzten. »Schwer? Nein. Davids zerbrechlicher Körper ist meine leichteste Bürde. Die Schmerzen, die er hat, und dass er darunter leidet, nicht mit den anderen herumtollen und rennen zu können, liegt mir viel schwerer auf dem Herzen. Hebe ihn doch einmal hoch, dann siehst du, wie leicht er ist!«

Vater Zeisberger hob den Jungen hoch und ging eine kurze Strecke mit ihm. Als er die starken Arme um sich spürte, legte David dankbar den Kopf an die Schulter des Pastors.

»Dein Vater Berthold war einer meiner besten Freunde, David«, sagte Zeisberger gedankenverloren. »Ich wünschte, er wäre hier, könnte sehen, was für einen prächtigen Jungen er hat und sich auf dieser langen Reise um dich und deine Mutter kümmern.«

»Ich hatte gedacht, dass ich meinen Vater schon viel früher wiedersehen würde«, sagte David ehrlich und sprach damit den Gedanken aus, den er vor seiner Mutter verbarg. »Aber Gott hat mich bis jetzt noch nicht gerufen. Ich denke, ich muss ihr wohl noch eine Weile länger zur Last fallen.«

»David, bitte sag so etwas nicht!« Die Stimme seiner Mutter traf David völlig unerwartet. Sie musste ihnen gefolgt sein. »Du bist meine Freude

und mein einziger Trost – alles was ich auf dieser Welt habe. Was sollte ich ohne dich anfangen?«

In diesem Augenblick hörten sie den Ruf an alle, sich zum Weiterziehen fertig zu machen. Vater Zeisberger half mit, David wieder in seinen Korb zu setzen. Ehe er ging, sagte er noch leise: »Gott segne und bewahre dich, mein Junge. Er möge dich in Frieden zum Ende deiner Reise bringen.«

Als sie wieder auf dem Waldweg waren, erinnerte David sich an den Ausdruck gütigen Mitgefühls in Zeisbergers Augen. Es war ein Wunschtraum, zu denken, dass er mit seiner Mutter diese lange Reise durchstehen würde; der Pastor wusste das auch. Plötzlich ärgerte sich David über sich selbst. Er war selbstsüchtig gewesen, dass er mit den anderen hatte mitgehen wollen.

»Mutter!«, rief er laut. »Du hast gehört, was der Pastor gesagt hat. Du kannst mich niemals den ganzen Weg bis Ohio tragen. Lass uns umkehren, Mutter. Wir können in unserem alten Haus in Friedenshütten bleiben, bis Gott mich zu meinem Vater ruft. Es wird nicht mehr lange dauern, ich bin ganz sicher ... Ich weiß, dass Gott dann einen Weg finden wird, dich wieder zu den anderen zu bringen, wenn ich nicht mehr da bin.«

David hatte mit seiner Mutter nie über das Sterben gesprochen. Er wusste, dass seine Worte ihr weh taten. Aber er musste ihr klar machen, wie töricht es war, weiterzugehen!

»Schsch, David!«, sagte Anna bestimmt. »Du brichst mir das Herz mit solchen Reden. Meine Schultern spüren das Gewicht überhaupt nicht. Ich wünschte, du wärest schwerer – dann wäre die Last auf meinem Herzen leichter.«

»Aber Mutter ... «

»Ich möchte nichts mehr hören, David. Wir werden diese Reise gemeinsam bewältigen, und wenn wir in unserem neuen schönen Zuhause sind, wirst du wieder gesund und stark werden – du wirst sehen.«

David seufzte und sagte nichts mehr. Aber Hoffnungslosigkeit nagte an seinem Herzen. Er würde nie wieder gesund und stark werden! Jeden Tag kämpfte er gegen die Schmerzen an. Jeden Tag fühlte er sich schwächer und müder. Konnte sie das nicht sehen?

* * *

Die Sonne verschwand gerade hinter den Bäumen, als der Ruf erklang, neben einem gurgelnden Bach das Lager aufzuschlagen. Josef und die anderen Jungen trieben die Herde auf dem besten Weideplatz zusammen, den sie finden konnten, und fertigten dann aus dicken Seilen eine Art Weidezaun. Sie banden die Stricke von Baum zu Baum, bis die Rinder sich in einem abgetrennten Kreis befanden. Die Ziegen mussten allerdings einzeln an den Bäumen festgebunden werden. Einige junge Männer kamen mit Fell-

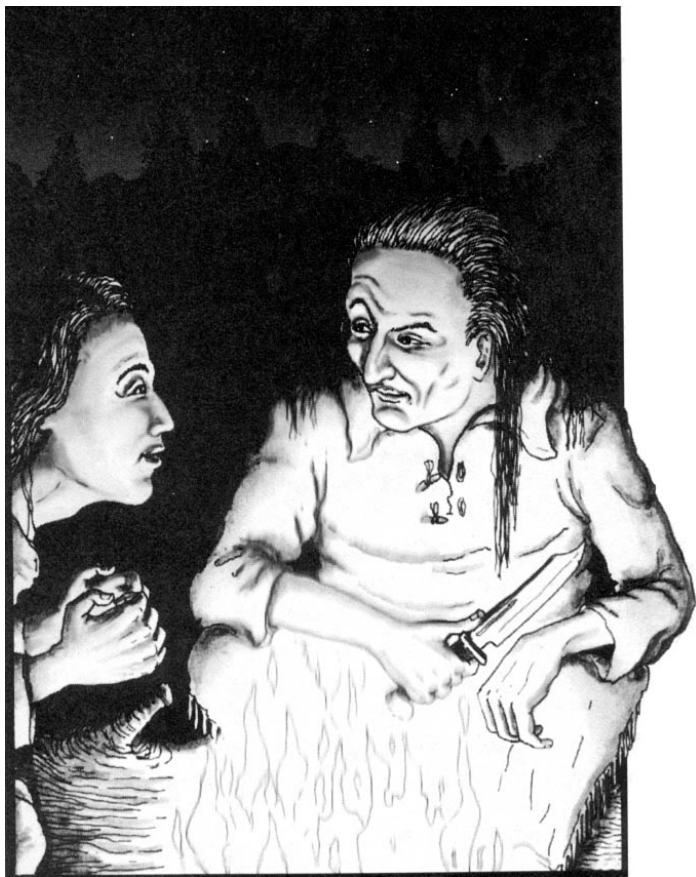
eimern und machten sich daran, die Ziegen und Milchkühe zu melken.

Als Josef mit seiner Arbeit fertig war, hatten die jüngeren Kinder genügend trockenes Holz gesammelt, um ein Lagerfeuer anzuzünden. Müde, aber zufrieden, sah er zu, wie die Frauen das Abendessen aus Dörrfleisch und Speck zubereiteten. Es gab noch braunes Brot, Milch für die Kinder und Tee für die Erwachsenen. Währenddessen hatten die Männer die Packpferde von den Lasten befreit und schnitzten aus Ästen Stangen, um einfache Unterstände für die Frauen und Kinder zu bauen.

»Na, Josef, das war ein guter Tag«, sagte John Shabosh, als er endlich neben seinem Sohn saß und das Abendessen genoss. »In Zeiten wie diesen fehlt mir deine Mutter am meisten«, sagte John nachdenklich zwischen zwei Bissen Dörrfleisch.

Josef sah seinen Vater überrascht an. John Shabosh sprach so gut wie nie über seine Frau, die an Grippe gestorben war, kurz nachdem sie sich in Friedenshütten niedergelassen hatten. Aber das Bild der anderen Mütter und Väter, die hier am Lagerfeuer mit ihren Kindern die Begeisterung für diese Reise teilten, hatte in Josef ein dumpfes Gefühl der Einsamkeit hervorgerufen. Vielleicht fühlte sein Vater etwas Ähnliches.

Vater und Sohn saßen in gemeinsamem Schweigen am Feuer und aßen. »Weißt du, Josef«, be-



gann John Shabosh und leckte den Rest Specksoße von seinen Fingern, »in ein paar Tagen werden wir auf die Jagd gehen müssen. Vater Zeisberger hat mir die Aufgabe übertragen, die Männer dafür zusammenzustellen ... und ich denke, es wäre für dich an der Zeit, mitzugehen.«

Josefs Kinnlade klappte herunter. »Vater! Meinst du wirklich? Ja? Ich werde dich nicht enttäuschen. Ich kann gut mit Pfeil und Bogen umgehen – ich habe geübt, wann immer ich Gelegenheit dazu hatte.«

»Nun, das werden wir sehen«, sagte John Shabosh. »Ja, du darfst mitgehen, wenn du versprichst, bei der Gruppe zu bleiben und genau das zu tun, was ich dir sage.«

Josef nickte wild und sprang auf. »Darf ich zu David gehen und es ihm erzählen? Er möchte immer hören, was ich erlebe.«

John schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt ... Vater Zeisberger ruft gerade alle zusammen. Vielleicht, wenn noch Zeit ist, nach dem Gottesdienst.«

Josef war so aufgeregt, dass er am liebsten herumgetanzt wäre und es jedem erzählt hätte: »Ich gehe auf die Jagd!« Aber er beherrschte sich und gesellte sich zu den müden Männern, Frauen und Kindern, die sich um das große Feuer versammelten. Es wurden noch einige Holzscheite nachgelegt – und bald loderte das Feuer, und knisternd stoben die Funken zum Himmel.

Im Feuerschein zog Vater Zeisberger seine Bibel hervor und las die Geschichte der Kinder Israel, die durch die Wüste wanderten. Die Geschichte war bekannt, aber heute erschien sie den Menschen ganz neu. Jetzt war diese Geschichte ihre Geschichte – ein Volk draußen in der Wildnis,

das sich auf Gott verlassen musste, ohne zu wissen, was vor ihm lag, aber mit der Verheißung eines neuen Anfangs in einem neuen Land am Ende ihrer Reise.

Vater Zeisberger hatte zu Ende gelesen, und Bruder Heckewelder stimmte ein Loblied an, das zusammen mit den Funken zum Himmel aufzusteigen schien. Es war schön, hier in Gottes Schöpfung zusammen zu sein und Ihm als Ausdruck des Vertrauens ein Loblied zu singen.

Als das Lied beendet war, herrschte Schweigen. Niemand hier am Lagerfeuer wollte diese Stille brechen. Aber bald nahmen Eltern ihre schlafri-gen Kinder auf den Arm, und die Gruppe der Indianer-Christen löste sich auf und strebte zu Bett. Josef merkte plötzlich, dass er David den ganzen Tag über kaum gesehen hatte, und machte sich auf die Suche nach ihm. Er fand Anna Heckstein, die gerade damit beschäftigt war, Davids Bett mit Moos zu polstern, unter einem Dach, das die Männer ihnen gebaut hatten. Aber David war nicht da. »Er ist am Feuer«, sagte Anna. Sie klopfte gerade alles ab, um die Unebenheiten zu finden. »Ich hole ihn in ein paar Minuten.«

Josef fand David gegen einen Baum gelehnt, gleich neben dem Feuer. »David!«, rief er begeistert. »Ist das nicht toll? Ich wünschte, wir könnten immer im Wald leben und jeden Abend ein Lagerfeuer anzünden. Rate mal, was passiert ist.

In ein paar Tagen ist eine Jagd geplant, und Vater hat gesagt, ich könnte mitgehen! Du hast Recht gehabt. Du hast doch gesagt, er würde mich wahrscheinlich im Frühjahr mitgehen lassen.«

Zu Josefs Erstaunen schlug David die Hände vor das Gesicht und fing an, hemmungslos zu weinen. Hatte er irgendetwas falsch gemacht? Nein, das konnte nicht sein. Es musste an den Schmerzen liegen, die David hatte.

Josef wusste nicht so recht, was er tun sollte. Er hatte David noch nie zuvor weinen sehen. Im Übrigen, so dachte er mit einem Hauch von Verachtung, würde kein Schmerz der Welt *ihn* in eine solche Heulsuse verwandeln.

Aber als Davids schmale Schultern von Verzweiflung geschüttelt wurden, rief er sich zur Ordnung. Er hatte noch nie solche Schmerzen ertragen müssen, wie David sie Tag für Tag ertrug. Er durfte seinen Freund nicht verurteilen.

»Das Tagespensum war zu viel für dich«, sagte er freundlich und legte David den Arm um die Schultern. »Tut deine Hüfte wieder weh?«

Ärgerlich schüttelte David Josefs Arm ab. Er unterdrückte gewaltsam das Schluchzen und starrte ins Feuer, das langsam erlosch. Endlich hatte er sich so weit beruhigt, dass er wieder sprechen konnte. »E-es sind nicht die Schmerzen. Du weißt, dass ich genauso wenig wie du w-wegen Schmerzen weinen würde.«

Josef fühlte sich schuldig. Hatte David seine Gedanken erraten?

»Aber sieh dich an«, fuhr David fort, »du bist ganz aufgeregt wegen der Jagd, an der du teilnehmen darfst. Und schau dir die anderen Kinder an. Sie lachen und rennen den ganzen Tag herum, hüten die Tiere oder tragen etwas. Und ich? Ich muss von meiner Mutter auf dem Rücken getragen werden, ein nutzloser Mensch – nein, schlimmer als nutzlos, weil ich nichts anderes bin als eine Last für meine Mutter und alle anderen hier.«

»Aber David, nein ... !«

»Sei still, Josef! Ich sehe keinen Sinn in alledem! Warum hat Gott mich anders gemacht als die anderen Jungen? Kannst du mir das mal sagen? Ich wünschte, Er hätte mich überhaupt nicht gemacht! Ich wünschte, ich könnte sterben.«

Josef war vollkommen sprachlos. Das war eine Seite an David, die er noch nie zu sehen bekommen hatte. Sein Freund war sonst immer so geduldig und ausgeglichen. Was hatte ihn so aus dem Gleichgewicht gebracht?

Die Jungen hörten plötzlich noch eine andere Stimme: »Soll das Werk zu seinem Schöpfer sagen: Warum hast du mich so oder so gemacht?« Es war Vater Zeisberger, der eben in den Schein des Feuers trat. Er wandte sich an Josef. »Würdest du uns wohl allein lassen, Josef?« Es war

mehr ein Befehl als eine Bitte. »David und ich müssen uns unterhalten.«

Josef war erleichtert und in diesem Moment nur zu gern bereit zu gehorchen. »Ich, ich, es tut mir Leid, David«, sagte er noch kurz und verschwand dann eilig in der Dunkelheit des Waldes, wo sein Vater gerade das Bett für sie beide vorbereitete.

Ein nächtlicher Kampf

David ließ den Kopf hängen. »Sie denken jetzt bestimmt schlecht von mir, Vater Zeisberger, aber ich meine es wirklich ernst!«, sagte er wütend. »Es ist nicht fair. Warum hat Gott mich nicht sterben lassen, als ich in Philadelphia verletzt wurde?«

Vater Zeisberger setzte sich neben David und lehnte den Rücken an den Baumstamm. »Hat Gott nicht das Recht, mit uns zu tun, was Er will, David? Wenn Gott zulässt, dass wir leiden müssen, dann tut Er das aus einem bestimmten Grund, da bin ich mir ganz sicher. Er ließ seinen eigenen Sohn am Kreuz leiden – aber es gab einen wunderbaren Grund. Jesus musste etwas Einmaliges vollbringen – etwas sehr Wichtiges. Und ich weiß, dass unser himmlischer Vater dich liebt, David – genauer gesagt, musst du wohl einer Seiner wenigen Auserwählten sein, weil Er dir gestattet, ein so schweres Kreuz zu tragen. Er muss eine große Aufgabe für dich haben – entweder hier auf der Erde oder im Himmel – auf die Er dich vorbereitet.«



David schwieg still. Eine große Aufgabe? Was waren das für Reden? Er

konnte überhaupt kaum etwas erledigen, geschweige denn eine große Aufgabe für Gott bewältigen.

»Aber, David, ich wundere mich ... normalerweise bist du so geduldig und tapfer. Ich staune immer über die Gnade, die Gott dir schenkt. Was ist geschehen, das dich so sehr entmutigt hat?«

David seufzte und zuckte die Achseln: »Es ist immer dieselbe alte Sache, Vater Zeisberger.«

»Aber für dich ist es neu, so beunruhigt darüber zu sein.«

All die Gefühle, die in David brodelten, kochten nun über. »Ich weiß, aber ... noch nie war das Ganze so schwer zu ertragen wie heute. Zu Hause konnte ich neben meiner Mutter sitzen und mit den Händen irgendetwas arbeiten. Hier auf dem Weg muss sie mich tragen, Meile für Meile, wie ein Packpferd sein Gepäck. Und ich kann ihr dabei kein bisschen helfen!«

David fühlte die Tränen wieder aufsteigen, aber er kämpfte dagegen an.

»Nein, David«, sagte Vater Zeisberger, »hör mir bitte zu. Deine Mutter liebt dich, nach Gott, am meisten. Manchmal mache ich mir Sorgen, dass sie dich mehr lieben könnte als Gott, denn sie will nicht zugeben, dass Gott dich von ihr wegnehmen könnte.«

David nickte. Wenigstens sagte Vater Zeisberger die Wahrheit, und er musste nicht versuchen, sich zu verstellen.

»Aber du musst Folgendes bedenken«, fuhr Vater Zeisberger fort, »was dir wie eine Last für sie erscheint, ist für sie keine Last. Deine Mutter sorgt liebend gerne für dich. Es bereitet ihr große Freude. Obwohl es für dich hart ist, ist es für sie nicht hart – das glaube ich von ganzem Herzen, und du musst es auch glauben.«

»Trotzdem«, jammerte David in seiner Verzweiflung, »ich wünschte, ich könnte sterben. Sie wäre besser dran – und ich auch.«

»Das ist ein feiger Wunsch, David«, sagte Vater Zeisberger ernst. »Warum dein himmlischer Vater erlaubt, dass du leiden musst, kann ich nicht sagen. Aber Er tut nie etwas, dass nicht zu unserem Besten wäre – oder zum Besten für andere. Ich glaube, dass Er dich vorbereitet auf etwas ganz Besonderes. Halte Ausschau danach, David. Halte die Augen auf! Und halte den Blick auf den Himmel gerichtet, wo Seine Belohnung auf dich wartet.«

Die Worte machten David wütend. »Himmel? Ich würde liebend gern dorthin gehen – aber ich werde hier zurückgelassen, obwohl ich schon bereit bin zu gehen. Jesus hat mich vergessen«, fügte er bitter hinzu.

»Dich vergessen!«, rief Vater Zeisberger. »Jesus hat gesagt, dass er dich nie verlassen noch versäumen wird. Aber ... ich sehe, dass ich dir nicht helfen kann, David. Diese Schlacht musst du

allein schlagen. Ah, ich höre deine Mutter rufen. Komm, ich bringe dich zu ihr.«

Vater Zeisberger hob den Jungen auf seine Arme und trug ihn dorthin, wo Anna das Bett für ihn vorbereitet hatte. Der Pastor duckte sich unter den Unterstand und legte David auf das Laken, das über das Bett aus Moos und weichen Kiefernadeln gelegt war. »Denk daran, David, wirf alle deine Sorgen auf den Herrn, denn Er sorgt für dich.«

Als der Pastor gegangen war, deckte Anna den Jungen mit einem anderen Laken zu und sagte: »Wir haben kein Licht, um noch in der Bibel zu lesen. Warum sagst du nicht den Psalm vom guten Hirten für mich auf.«

David sträubte sich innerlich. Er hätte lieber alles andere aufgesagt. Aber er wollte seiner Mutter nicht weh tun und zwang sich, den dreiundzwanzigsten Psalm auswendig zu wiederholen. »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln ...«

Nachdem er geendet hatte, legte Anna sich auf das Bett, das sie für sich selbst neben seinem gemacht hatte. »Gute Nacht, mein Sohn. Wenn du in der Nacht irgendetwas brauchst, ich bin direkt neben dir. Weck mich.«

Wenige Minuten später konnte David ihre gleichmäßigen Atemzüge hören. Müde von dem langen Tagesmarsch, war Anna sofort eingeschlafen. Aber David konnte keinen Schlaf finden. Er versuchte, sich nicht zu sehr im Bett zu wälzen, aus

Angst, seine Mutter könnte wach werden. Aber seine Gedanken kreisten unaufhörlich weiter. Was war überhaupt der Sinn des Lebens? Warum bewahrte ihn Gott immer wieder vor dem Tod, nur um ihn als hilflosen Krüppel zurückzulassen?

Je mehr Raum David seinen Gedanken gab, umso mehr fraß die Bitterkeit an ihm. Seine Mutter und er waren bei Verwandten zu Besuch gewesen, an diesem schrecklichen Tag vor zwölf Jahren, an dem sein Vater und all die anderen Leute in dem kleinen Dorf am Ufer des Mahoney-Flusses überfallen und getötet worden waren. Warum waren seine Mutter und er verschont geblieben? Und dann in Philadelphia vor acht Jahren ...

Das wütende Heulen der aufgebrachten Menschenmenge schien damals in Davids Ohren zu läuten. Er war ein kleiner Junge gewesen, nur vier oder fünf Jahre alt, und hatte sich voller Angst am Rücken seiner Mutter festgeklammert, als die ungefähr hundert christlichen Indianer ihren Weg zum Haus des Gouverneurs suchten, weil dieser Mann ihnen Schutz während des Krieges zwischen den Engländern und Franzosen versprochen hatte.

Irgendwie wurden David und seine Mutter von der Hauptgruppe getrennt. Brutale Hände hatten ihn aus den Armen seiner Mutter gerissen, und schreiend wurde er, wie ein Kartoffelsack, zwischen zwei Raufbolden hin- und hergestoßen.

»Wertloses Indianerbalg!« Er erinnerte sich an die grölende Stimme.

Seine Mutter hatte um Hilfe geschrien. Dann plötzlich hörte man eine laute Stimme: »Aufhören! Lasst das Kind los!« Vorsichtig hatten ihn ein paar Hände ergriffen und in Sicherheit gebracht.

Aber damals begannen die Schmerzen ... und David war seitdem nie wieder gelaufen.

Jetzt wünschte sich David, dass der mitleidige Christ, der ihn und seine Mutter gerettet hatte und sie beide auch noch durch den langen Winter brachte, sich nur um seine eigenen Angelegenheiten gekümmert und ihn sterben lassen hätte. Wozu war denn das Leben gut, dass er als hilfloser Krüppel führte?

David verschränkte die Hände hinter dem Kopf und sah zu den Bäumen hinauf, die über ihm eine Kuppel bildeten. Als er ungefähr neun Jahre alt gewesen war, hatte er noch einmal am Rand des Todes gestanden. Er war krank geworden – Masern, hatte es geheißsen – und seine Mutter und Vater Zeisberger hatten geglaubt, er würde sterben. Aber in ihrer Verzweiflung hatten sie einen Arzt gefunden, der viele Meilen geritten war, um ihm eine Medizin zu geben – und deshalb hatte er überlebt. Warum? Damals, so erinnerte er sich, war er so dankbar gewesen, noch am Leben bleiben zu dürfen. Die Sonne schien heller zu sein, die Blumen leuchtender, die Bäume dufteten süßer und das Lächeln



seiner Mutter schien so strahlend. Aber diese Gefühle waren jetzt ganz weit weg.

Alles, was er wollte, war sterben.

David ballte die Fäuste auf der Decke. Vater Zeisbergers Worte kamen ihm wieder in den

Sinn: »Gott bereitet dich für eine Aufgabe vor« und: »Du bist für deine Mutter keine Last«. Er wiederholte die Worte, und langsam begannen seine Fäuste sich zu lockern – aber dann schwappte die Scham wieder über ihm zusammen. Er musste den ganzen Tag von seiner Mutter auf dem Rücken getragen werden, während alle anderen Kinder durch den Wald tollten. Er! Ein Junge von zwölf Jahren! Er stopfte sich die Decke in den Mund, um nicht vor Wut und Verzweiflung laut zu schreien.

Wie lange dieser bittere Kampf dauerte, wusste David nicht. Er hatte kein Gefühl mehr für die Zeit. Das ganze Lager lag in tiefem Schweigen, abgesehen von einigen Geräuschen wie Pferdestampfen oder dem Gemecker einer Ziege. Ihm war heiß, und er fühlte sich verschwitzt, sogar in der kühlen Nachtluft. Sein feuchtes Haar klebte ihm an der Stirn.

Während er so dalag und dem gleichmäßigen Atmen seiner Mutter lauschte, kam ihm Annas Lieblingspsalm durch den Sinn: »Rufe mich an am Tage der Not, so will ich dich erretten.«

Hatte er das schon getan? Nein ... aber warum sollte er auch? Gott konnte ihn ja nicht wieder gesund machen. Die Tage der Zeichen und Wunder waren vorbei – oder nicht? Was nützte es, Gott um Hilfe anzurufen, wenn keine Hilfe kam?

Wieder gingen ihm Zeilen aus einem bekannten Psalm durch den Kopf: »Wirf deine Last auf den

Herrn, und Er wird dir Stärke geben.« Nun, das war etwas anderes. Wenn Gott seine Last schon nicht verschwinden ließ, konnte Er David wenigstens helfen, sie zu tragen.

Dann hörte er wieder Vater Zeisbergers Gute-Nacht-Wunsch: »Wirf all deine Sorgen auf Ihn, denn Er sorgt für dich.«

Er sorgt für dich ... Er sorgt für dich ...

Die Worte klangen so tröstlich. Liebt Gott ihn wirklich, und sorgte Er sich um ihn?

Dann schien eine andere Stimme in sein Ohr zu zischen: *Nein! Du nicht! Gott sorgt sich nicht um dich! Schau deine armen lahmen Beine an! Und vergiss nicht die Schmerzen, Tag und Nacht ...*

David hatte das Gefühl, als würde er innerlich zerissen. »Oh Gott ... hilf mir!«, rief er schließlich.

Anna murmelte im Schlaf und drehte sich um. Hatte er laut gesprochen? Er war nicht ganz sicher, aber während er so dalag und darauf wartete, dass der Atem seiner Mutter wieder in langsamen, gleichmäßigen Zügen zu hören war, kam eine seltsame Ruhe über ihn. Sie schien sich über seinen ganzen Körper auszubreiten, lockerte die Muskelspannung und zog die Wut und die Bitterkeit aus ihm heraus. Der Kampf war vorüber. David hatte noch immer keine Antworten auf seine Frage nach dem Warum, aber Gott hatte die Last leichter gemacht. »Herr Jesus, nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe.«

Und dann schlief David ein.

Die Jagd

David dachte, jemand hätte seinen Namen gerufen. Er öffnete die Augen. Ein Mann stand neben seinem Bett, aber David war seltsamerweise gar nicht überrascht. Das Haar des Mannes hing bis auf seine Schultern herunter, und er trug einen langen Umhang, nicht viel anders als die kurzen Umhänge, wie die Indianer sie trugen. Der Mann sagte nichts. Er hielt David nur seine Hände entgegen – und David sah Nagelmale in seinen Handflächen. »Oh!«, rief David, »das hast du für mich getan, nicht wahr? Du liebst mich doch ...«

»David«, sagte eine Frauenstimme lachend. »Wach auf! Natürlich liebe ich dich ... und ja, ich habe dir diese Erdbeeren zum Frühstück mitgebracht. Aber jetzt setz dich erst einmal hin und iss.«

David öffnete die Augen. Seine Mutter beugte sich über ihn und lachte, in der einen Hand einen Becher Milch und in der anderen einige Walderdbeeren.

Verwundert setzte er sich auf. Er fühlte sich so müde! Er erinnerte sich an den langen Kampf während der Nacht, und dann kam Jesus zu ihm ... oder war das alles nur ein Traum gewesen?



»Komm schon David, trink das hier – und probiere diese Erdbeeren, die ich heute Morgen gefunden habe. Könnte ein König denn ein schöneres Frühstück haben?« Die scherzende Stimme seiner Mutter brachte ihn vollständig zum Erwachen.

Die Sonne war noch nicht ganz aufgegangen, aber das ganze Lager war schon auf den Beinen, alle damit beschäftigt, die Zelte abubrechen. David war nicht hungrig, aber seiner Mutter zuliebe biss er in die frischen Erdbeeren. Die Früchte fühlten sich auf der Zunge kühl an und schmeckten süß. Die Ziegenmilch war warm und sahnig.

Plötzlich sagte eine freundliche Stimme: »Hallo! Wie geht es David heute Morgen?« Ein nussbraunes Gesicht mit funkelnden Augen erschien unter den Decken, die über einige Stämme geworfen waren, um diesen Unterstand zu bilden. Es war Martha Hochberg, eine andere Witwe, die mit ihren beiden kleinen Töchtern in der Nähe der Hecksteins übernachtet hatte. Sie hielt eine Tasse dampfenden Tee in der Hand.

»Du siehst ...« Martha hielt inne und sah ihn prüfend an. »Du bist blass heute Morgen, David, aber du siehst glücklich aus.«

Plötzlich wurde sich David bewusst, dass sie Recht hatte. Er war noch müde von der schlaflosen Nacht, aber er war ... glücklich.

»Na jedenfalls«, fuhr Martha fort, »habe ich dir eine Tasse Kräutertee gebracht! Das baut dich gleich wieder auf.«

»Ach nein«, sagte David schnell, »gib den Tee lieber meiner Mutter. Sie braucht ihn nötiger als ich.«

»Nein danke, nicht für mich!«, protestierte Anna. »Ich habe schon gefrühstückt, ehe du wach geworden bist. Bedank dich bei Martha und trink den Tee, David.«

David zögerte. Alle wollten ihm ständig helfen und taten Gutes für ihn. Warum für ihn? Warum nicht für seine Mutter, die alles für ihn opferte ... In seinem Inneren schien eine Stimme zu sagen: *Nicht dein Wille, David, sondern Meiner.*

Er nickte ein Dankeschön, nahm die dampfende Tasse entgegen und nippte an dem starken Tee. Das tat doch gut.

Als Anna und Martha das Packpferd beluden, das sie gemeinsam nutzten, kam einer der alten Männer vorbei, der ein mindestens ebenso altes Pferd führte. »Schwester Anna«, sagte er fröhlich mit einem Zwinkern in den dunklen Augen, »lass den Jungen für eine Stunde auf meinem Pferd reiten. Ich möchte an diesem schönen Morgen gern eine Weile zu Fuß gehen.«

»Danke, Bruder Amos!«, erwiderte Anna dankbar. »Eine Veränderung der Sitzposition wird David sicher gut tun.«

David war froh, dass seine Mutter ihn jetzt eine Zeit lang nicht tragen musste, und außerdem konnte er vom Pferderücken aus fast den ganzen Zug überblicken. Aber als der Ruf zum Aufbruch erklang und der Tagesmarsch begann, wurde David schnell klar, dass die schaukelnde Bewegung auf dem Pferderücken ihm stechende Schmerzen in der Hüfte verursachte. Er biss die Zähne zusammen und hoffte, er würde sich daran gewöhnen. Aber bald stöhnte er »Mutter! Ich kann nicht!« – und schwindlig vor Schmerzen rutschte er vom Pferd.

Durch einen schnellen Sprung schaffte es Anna, ihn aufzufangen, ehe er auf den Boden aufschlug. Sie setzte ihn wieder in den Korb auf ihrem Rücken, und das Thema Reiten war für David erledigt.

Beschämt dachte David: *Will Gott mich prüfen? Ich kann noch nicht einmal eine Stunde lang auf einem Pferd sitzen, um meiner Mutter eine Pause zu gönnen!* Aber wieder schien eine Stimme in seinem Inneren zu sagen: *Nicht dein Wille, David, sondern Meiner.*

Mit einem Seufzen entspannte er sich. Es gab nichts, das er hätte ändern können. Er musste seine Last von Jesus tragen lassen.

Es war ein herrlicher Junitag. Die Berghänge waren über und über mit Blüten bedeckt, und Martha Hochbergs kleine Mädchen flitzten hin

und her und verteilten kleine Sträuße an all die Großmütter. Nach einer kurzen Mittagsrast mit einem kalten Imbiss trat John Myers, ein junger Onondaga-Irokese, zu ihnen. Er war hoch gewachsen und gut aussehend, seine weißen Zähne blitzten, wenn er lachte.

»Schwester Anna«, rief er laut. »Lass mich David eine Zeit lang tragen.« Mit einer schnellen Drehung schwang er sich den Korb auf die breiten Schultern. »Na, wie ist das, David? Geht's dir gut?«

»Oh ja«, antwortete David und winkte seiner Mutter zum Abschied, während John mit langen Schritten nach vorn marschierte. »Du bist sehr stark.«

»Ich schäme mich, dass ich mich nicht schon früher angeboten habe, dich zu tragen«, gestand John. »Deine Mutter braucht ab und zu eine Pause.«

Trotz des Friedens, der nach dem letzten nächtlichen Kampf in sein Herz eingezogen war, konnte David nicht anders, als mit zitternder Stimme zu fragen: »Meinst ... äh, meinst du, dass meine Mutter sehr müde wird, wenn sie mich tragen muss?«

John antwortete nicht sofort. Dann sagte er: »Du bist so leicht, David, dass ich dich ein Jahr lang tragen könnte, ohne müde zu werden. Sie ist eine Frau, also ist es für sie wahrscheinlich nicht



ganz so leicht. Aber mach dir keine Gedanken, David. Hier sind Seth, Abel, James und ich – alles gestandene, kräftige Männer. Wir werden uns mit dem Tragen abwechseln, damit deine Mutter nicht zu müde wird. Na, wie klingt das?«

David konnte kaum glauben, was er da hörte. »Oh John! Gott ist so gut zu mir! Er hat gesagt, Er würde für alles sorgen – schau's dir an. Mein Gebet ist erhört worden.«

Von einer Zentnerlast befreit, schlief David schnell ein. Als er aufwachte, wurde er von Abel herzlich in Empfang genommen – und dann von Seth und dann von James. Die jungen Männer setzten ihn erst ab, als es daran ging, vor Sonnenuntergang das Lager aufzuschlagen.

Anna brachte David mit einer Decke nahe ans Lagerfeuer, damit er sich aufwärmen konnte, während sie kochte. David Zeisberger kam vorbei und sah den Jungen prüfend an. »Du siehst ganz anders aus als der Junge, den ich gestern Abend verlassen habe, David Heckstein«, scherzte er.

»Ach, Vater Zeisberger«, begann David aufgeregt zu erzählen. »Jesus kam vergangene Nacht zu mir. Er zeigte mir Seine Hände. Ich wusste, dass Er starb, weil Er mich liebte. Und dann merkte ich, dass deine Worte die Wahrheit gewesen sind. Gott ließ Seinen Sohn leiden, aber für etwas *Gutes*. Also, wenn ich leiden muss, dann nicht deshalb, weil Er sich nicht um mich kümmert.«

»Ganz genau, David«, sagte Zeisberger. »Es ist gut, Ihm zu vertrauen. Das ist es, was Frieden in dein Herz bringt. Zweifle nie daran, dass Er dich liebt.«

»Oh, das werde ich nicht«, versprach David. »Nie wieder. Aber ich frage mich doch ...«

»Ja, was?«

»War es nur ein Traum?«

»Vielleicht«, antwortete Zeisberger ehrlich.
»Aber manchmal schickt Gott Träume, um uns zu trösten.«

David nickte ernst. Er hatte aber noch etwas auf dem Herzen. »Wie werde ich wissen, ob Gott eine Aufgabe für mich hat?«

»Ach so! Mach dir darüber keine Gedanken, David. Manchmal gebraucht Gott uns, ohne dass wir es überhaupt merken. Bleib fest im Vertrauen auf Ihn und höre auf Seine Stimme in deinem Herzen. Dann wirst du es nicht verpassen.«

* * *

Josef sah Vater Zeisberger am Lagerfeuer wieder mit David sprechen. Er wunderte sich, was passiert war. Warum war David am Abend vorher so außer sich gewesen? Heute schien wieder alles in Ordnung zu sein ..., aber er sprach schon wieder mit dem Pastor. Einer der Gründe, warum Josef so gern mit David zusammen war, war, dass der Junge nie viel Aufhebens darum machte, dass er nicht laufen konnte. Er hatte die Tatsache einfach akzeptiert und war immer begierig gewesen, den Geschichten über Josefs Abenteuer und anderem zuzuhören.

Jetzt unterhielt David sich ziemlich oft mit Vater Zeisberger. Josef fühlte Ärger in sich hochstei-

gen. Er hatte David von den anderen Indianern erzählen wollen, die er heute im Wald beobachtet hatte. Wenigstens dachte er, dass er jemanden gesehen hatte. Ein bewegter Schatten hier, ein knackender Zweig oder ein schwingender Ast dort. Einmal war er ganz sicher gewesen, einen Irokesen-Krieger auf einem Felsvorsprung zu sehen. Er hatte sich schnell umgedreht, um zu überprüfen, ob einer der anderen Jungen, die die Herde begleiteten, den Mann auch entdeckt hatte – aber als er sich wieder umwandte, war nichts mehr zu sehen.

Vielleicht sollte er seinem Vater davon erzählen, oder Vater Zeisberger. Aber ..., er war sich ja nicht ganz sicher, was er gesehen hatte. Vielleicht würden sie ihn auslachen und sagen, er habe eine blühende Fantasie. Außerdem, wenn sie doch verfolgt würden, dann richteten die Krieger der Irokesen im Augenblick ja keinen Schaden an. Niemand wurde bedroht oder bedrängt. Vielleicht begleiteten sie den Zug zum Schutz, weil die Geschwindigkeit doch durch die Herde, die Frauen und Kinder ziemlich eingeschränkt war.

»Josef!« John Myers' laute Stimme unterbrach seinen Gedankengang. »Dein Vater sagte mir, dass du in ein paar Tagen mit uns zur Jagd gehen wirst. Schön! Möchtest du ein wenig mit Pfeil und Bogen üben, ehe das Licht ganz weg ist?«

Josef sprang auf die Füße. »Wirklich, John?«, rief

er. »Nichts, was ich lieber täte. Aber ich muss zuerst meinen Vater fragen ...«

»Schon geschehen«, lachte John. »Weißt du, ich würde es nicht wagen, John Shaboshs Pläne zu durchkreuzen, wenn's um seinen Sohn geht. Aber er fand die Idee gut.«

Josef suchte eilig seinen Bogen und die Pfeile zusammen und rannte dann hinter John her.

Die nächsten paar Abende verbrachten John und Josef mit Schießübungen, nachdem sie ihre Arbeiten im Lager erledigt hatten. Eines Abends, als sie gerade zurückgekehrt waren, sah John Shabosh von einem Gewehr auf, das er gerade reinigte, und fragte John Myers: »Na John, was meinst du, ist der Junge soweit?«

»Er hat fürs Abendessen gesorgt«, lachte John Myers, und Josef hielt stolz einen Hasen hoch, den er mit Pfeil und Bogen erlegt hatte. »Aber in den nächsten Tagen sollte er einen größeren Bogen bekommen – einen Bogen für Männer.«

John Shabosh lächelte zufrieden. »Gut. Die Jagd ist für morgen geplant. John, sagst du bitte Abel, James und Seth, dass sie vor Sonnenaufgang fertig sein sollen? Wir werden alle guten Jäger brauchen.«

Josef war so aufgeregt, dass er noch lange Zeit nicht einschlafen konnte. Als ihn dann doch endlich der Schlaf einholte, schien erst eine Minute vergangen zu sein, als sein Vater schon

wieder an seiner Schulter rüttelte und er aufstehen musste.

Es war geplant, dass der Hauptzug mit Vater Zeisberger und Bruder Heckewelder Richtung Westen weiterziehen sollte. Die Gruppe der Jäger, etwa ein Dutzend Männer und vier ältere Jungen, wollten mit John Shabosh nach Süden gehen, dann nach Westen und Norden schwenken und gegen Abend im Lager eintreffen.

Als er mit den anderen Jägern durch den Wald pirschte, sorgsam darauf bedacht, nicht auf trockene Zweige oder Blätter zu treten, meinte Josef, er müsse platzen vor lauter Stolz und Freude. Bis die Sonne hoch am Himmel stand, hatte er ein Waldhuhn und zwei Eichhörnchen erlegt, aber noch niemand hatte ein großes Stück Wild geschossen. Trotzdem war noch keiner entmutigt. Sie aßen ihr Mittagessen, das aus braunem Brot und Käse bestand, mit lachenden Augen und unter kurzen Scherzen. Alle waren begierig, wieder zurück zur Jagd zu kommen.

Nachmittags teilten sich die Männer in Zweiergruppen auf. Josef und sein Vater folgten einer Rehs pur hinunter in eine Steinschlucht – und tatsächlich: Hinter einem kleinen Flüs schen stand ein kräftiger junger Rehbock.

Schieß, Vater, schieß!, dachte Josef – aber John Shabosh reichte ihm das Gewehr. Josef bekam große Augen. Ohne ein Wort ergriff er das Ge-

wehr. Sein Vater legte den Arm um ihn. Langsam, ganz vorsichtig, zeigte er ihm, wie er zielen musste. Dann zog Josef den Abzug.

Der Rückstoß vom Ende des Gewehrs ließ Josef nach hinten stolpern, aber er hörte seinen Vater rufen: »Getroffen!«

Während John Shabosh den Rehbock ausnahm, sollte Josef nach anderen Männern suchen, damit jemand ihm helfen konnte, das Tier wegzutragen. Bald kamen John Shabosh und der junge Mann mit Namen Abel auch schon aus der Schlucht hervor, den Bock an einer Stange auf den Schultern tragend. Der Weg durch den Wald war nun beschwerlich. Josef ging dem Zug voran. Er war immer noch ganz benommen von dem Erlebnis, sein erstes Reh erlegt zu haben – auch wenn sein Vater ihm ein bisschen dabei geholfen hatte.

Nach einer Weile merkte er, dass es besser wäre, auf die anderen zu warten. Lässig legte er einen Pfeil an seinen Bogen und tat so, als ob er schießen wolle. Dann sah er einen Hasen. Sorgfältig zielte er und *ssssing!* Der Hase lag reglos am Boden.

»Schöner Schuss«, sagte eine tiefe Stimme hinter ihm.

Josef wirbelte herum.

Es war Opeechee, der Mohegan-Irokese.

Sonntagsdiebe

Der Mohegan stand reglos auf der sonnigen Lichtung. In seine langen Skalplocken waren Falkenfedern eingeflochten. Silberne Ohringe baumelten an seinen Ohrläppchen. Er trug lederne Beinkleider mit Fransen, einen Lendenschurz und geflochtene Mokassins. Seine Brust war nackt, abgesehen von verschiedenen Perlenchnüren und silbernen Ketten um seinen Hals und perlenverzierten Bändern an seinen Armen.

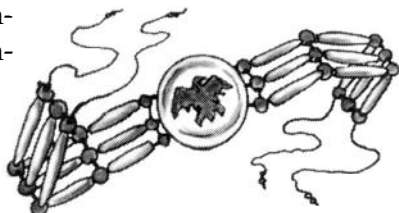
Josefs Herz raste. Woher war er bloß gekommen?

»Ja, ein guter, sauberer Schuss«, sagte Opeechee.

»Du wirst eines Tages ein sehr guter Jäger sein, Josef Shabosh. Schade nur, dass du mit Leuten unterwegs bist, die das Leben als Jäger aufgegeben haben und stattdessen lieber Mais hacken wie ein Haufen Weiber.«

»Wir jagen – wie du siehst«, sagte Josef zurückhaltend. Er war geschmeichelt von Opeechees Lob und wollte nicht, dass der Mohegan schlecht von den christlichen Indianern dachte.

Der Mohegan lachte spöttisch. »Ja, ich bin froh, dass ihr nicht alle indianischen Gewohnheiten aufgegeben habt. Erzähl mir, Josef, Junge,



glaubst du auch an diesen Christengott und akzeptierst du die Art dieser weißen Missionare ganz und gar?«

»N-nun ja, ich denke schon«, sagte Josef stockend. »Ich meine, ich glaube schon, wenn ich auch sonst nicht mit allem übereinstimme.«

»Ah ja, das ist gut.« Opeechee nickte zustimmend. »Ein junger Mann sollte sich seine eigene Meinung bilden. Wir sollten uns öfter unterhalten, Junge. Wir haben wahrscheinlich mehr gemeinsam, als du denkst. Warum sollten wir nicht ...«

In diesem Augenblick hörte Josef ein Rufen von weiter vorn. Er wandte den Kopf ruckartig in diese Richtung. Das hörte sich an wie John Myers' Stimme.

»Ich muss gehen«, sagte er und drehte sich zu Opeechee um – aber der war bereits verschwunden.

Josef hob seinen Hasen auf und rannte in die Richtung, aus der Johns Stimme gekommen war. »Ich habe einen Bären«, lachte John glücklich, als Josef näher kam. Ein schwarzer Fellberg lag zu Füßen des jungen Mannes. »Schnell, versuch, einige der anderen zu finden, damit wir den hier zusammenbinden und nach Hause tragen können.«

* * *

Die Jagdgesellschaft befand sich in Hochstimmung, als sie wieder zu den anderen zurückkam. Diese hatten diesmal das Lager etwas

früher als gewöhnlich aufgeschlagen, denn sie wussten, dass nach der Jagd noch zusätzliche Arbeit anfallen würde. Mit all den helfenden Händen ging das Häuten und Zerteilen schnell, wenn man bedachte, dass es fünf Rehe, einen Schwarzbären und viele Hasen, Waldhühner und Eichhörnchen zu verarbeiten gab.

An diesem Abend brannten viele kleine Feuer, auf denen das Festmahl zubereitet wurde. Mit der Erlaubnis seines Vaters ging Josef zu Anna Hecksteins Feuer und präsentierte stolz das Waldhuhn, das er mit eigenem Pfeil und Bogen erlegt hatte.

»Wunderbar, Josef!«, jubelte David glücklich. »Ich wusste, dass du ein guter Jäger sein würdest. Ach Mutter, brate es schnell, ich kann kaum erwarten, es zu probieren.«

Anna sah überrascht aus. David hatte in letzter Zeit wenig Interesse am Essen gehabt. Zufrieden nahm sie den Vogel. »Aber du musst hier bleiben und mit uns zusammen essen, Josef«, sagte sie bestimmt.

»Dann macht Platz an eurem Feuer für einen zusätzlichen Gast«, tönte John Myers' tiefe Stimme, und er überreichte Anna ein großes, dickes Bärensteak. »Es tut mir Leid, dass ich heute nicht beim Zug war, um David zu tragen«, sagte er, »dann ist es das Wenigste, was ich tun kann, etwas von meiner Beute abzugeben.«

John ließ sich zwischen die beiden Jungen fallen, und Anna begann, den Vogel zu rupfen.

»Ach David«, begann Josef atemlos, »ich wünschte, du hättest dabei sein können. Ich habe noch nie solchen Spaß gehabt.« Er beschrieb, wie er den Rehbock mit dem Gewehr seines Vater geschossen hatte und das Waldhuhn und den Hasen mit seinem eigenen Pfeil und Bogen. »Vater hat gesagt, ich hätte mich sehr gut auf meiner ersten Jagd gehalten. Und eins weiß ich: Ich werde Jäger und nichts anderes.«

»Dann«, sagte John Myers nach einer kleinen Pause, »wirst du uns verlassen müssen.«

»Warum?«, wollte Josef wissen. »Wie meinst du das?«

»Weißt du nicht, was unsere Lehrer sagen? Das Jägerleben führt die Männer wochenlang fort von ihren Familien. Nur von der Jagd zu leben, bedeutet fast immer, dass der Topf entweder randvoll oder ganz leer ist, es gibt entweder zu viel oder nicht genug. Es ist besser, zu Hause zu bleiben und sich um die Ernte und die Familie zu kümmern. Und hat sich das nicht bewährt? Letzten Winter zum Beispiel kamen Krieger und Jäger von anderen Stämmen, um bei uns um Korn und Samen zu bitten, damit sie überleben konnten!«

»Aber du liebst die Jagd doch auch, John, gib es

zu«, versuchte Josef ihn zu überzeugen. »Warst du nicht glücklich, als du heute den Bären getötet hast? Ich habe dich noch nie so zufrieden gesehen!«

»Ja, ich jage sehr gern«, gab John zu. »Aber das bedeutet nicht, dass ich alles andere dafür aufgeben würde und nur noch Jäger sein wollte. Es war eine Menge Arbeit, eine Stadt wie Friedenshütten aufzubauen, so dass alle ein Dach über dem Kopf und das ganze Jahr genug zu essen haben.«

»Na, ich habe dieses Leben jedenfalls gründlich satt!«, platzte Josef heraus. »Es ist Frauenarbeit, den Mais zu hacken und Schweine zu füttern, und ich hasse es.« Das war's. Er hatte es gesagt. David sah erschrocken aus, aber Josef war schon zu weit gegangen, um jetzt aufhören zu können. »In den anderen Dörfern siehst du keine Männer, die wie die Frauen den Boden hacken, oder?«

John hob eine Augenbraue hoch. »Nein, sehe ich nicht ..., aber kein anderes Dorf hat solchen Frieden und Überfluss wie wir. Es hört sich ganz danach an, als ob dir jemand diese verrückten Ideen in den Kopf gesetzt hat. Sag mal!«, erinnerte er sich plötzlich. »Wer war das eigentlich, mit dem du dich heute Nachmittag im Wald unterhalten hast? Ich meine, ich sah dich mit jemandem zusammenstehen, als ich dich rief, um mir bei dem Bären zu helfen. Ich war so beschäftigt, dass ich gar nicht erkannt habe, wer das war.«

Josef drehte den Kopf weg und antwortete nicht. Er fand, dass John zu neugierig war. Was ging ihn das Ganze überhaupt an?

»Nun komm schon, Josef, wer war es?« John bestand auf einer Antwort.

Josef merkte, dass er in der Falle saß. Wenn er nicht die Wahrheit sagte, würden sie vermuten, es sei etwas Schlimmeres geschehen, als es der Fall war. »Das war nur Opeechee, der Mohegan«, murmelte er. »Er war bei David zu Hause, an dem Tag, bevor wir aufgebrochen sind, also kannte er meinen Namen und sprach mich an.«

»Der Cousin meiner Mutter?«, fragte David stirnrunzelnd. »Was sucht er denn hier draußen? Waren die anderen auch bei ihm?«

»Als ich ihn gesehen habe, war er allein.«

John sah besorgt aus. »Wenn er uns nun schon seit fünf Tagen gefolgt ist, hat er bestimmt nichts Gutes im Sinn. War er derjenige, der dir gesagt hat, Mais zu hacken wäre Frauenarbeit? Ich nehme an, er hat dir gesagt, was für ein toller Schütze du bist und dass du einen prächtigen Jäger abgeben würdest.«

»Und wenn schon!«, brauste Josef auf. »Vielleicht hat er ja die Wahrheit gesagt.«

»Hast du noch nie von dem Jungen Enoch gehört, der von seinem Glauben abgebracht wurde und wieder zu den heidnischen Bräuchen zurückkehrte?«, fragte John. »Das passier-

te, bevor ich zu den christlichen Indianern kam, aber ich war hier, als er wieder zurückkam – ein gebrochener Mann.«

»Ach Josef!«, sagte David beschwörend. »Meine Mutter traut Opeechee nicht über den Weg, und du solltest das auch nicht tun. Er und ›Silbernes Messer‹ sind neidisch auf unser christliches Dorf. Bitte sprich nicht wieder mit ihm.«

»Aber wenn jemand mich anspricht, ist es nur höflich, wenn ich antworte«, brummelte Josef. »Ich kann reden, mit wem ich will. Es gibt kein Gesetz, das mir das verbietet.«

In diesem Moment rief Anna John und die beiden Jungen zu Tisch. Josef war froh über die Unterbrechung. Was wussten John und David überhaupt über Opeechee? Außerdem war er müde nach einem langen Tag an der frischen Luft.

Anna hatte das Huhn goldbraun gebraten. Außerdem hatte sie das saftige Bärensteak, zusammen mit frischem Maisbrot, auf die Teller verteilt. Während sie aßen, mussten alle Jagdgeschichten für Anna noch einmal erzählt werden, und bald lachten und redeten alle durcheinander. Aber Josef war froh, dass Opeechee nicht mehr erwähnt wurde.

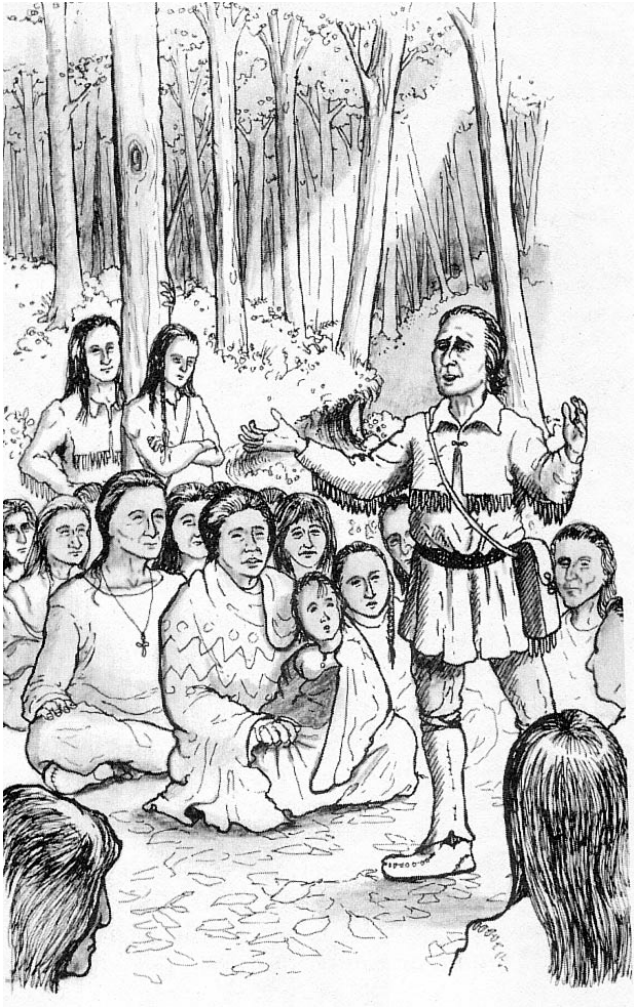
* * *

Der nächste Tag, ein Sonntag, war ein Ruhetag für die müden Reisenden. Nach den Arbeiten,

die für die Tiere notwendig waren, rief Bruder Heckewelder alle zum Gottesdienst zu einer kleinen Lichtung in der Nähe des Lagers. Es hatte in der vergangenen Nacht geregnet, also war alles noch ein bisschen feucht. Aber die Erwachsenen brachten Decken mit, um sich darauf zu setzen, und so schien die Nässe niemanden zu stören.

Als die bekannten Lieder erklangen, musste Josef bei sich lächeln. Dies war eine schöne Art, Gott anzubeten – hier draußen in der freien Natur. Er wusste, dass viele traurig gewesen waren, die schöne Holzkapelle in Friedenshütten zu verlassen. Es waren so viele schöne Erinnerungen mit diesem Gebäude verbunden: wenn ein Mann oder eine Frau sich zu Christus bekehrt hatte und nun die alten Wege verlassen wollte, wenn eine Hochzeit zu feiern war oder wenn ein Baby willkommen geheißen wurde. Aber auch die schweren Zeiten hatten ihren Glauben wachsen lassen. Der Tod eines Glaubensgenossen gab ihnen die Möglichkeit, ihren Glauben an das ewige Leben zu festigen. Wenn Krankheiten oder andere Schwierigkeiten sie bedrängten, hatten sich alle zusammengefunden, um in langen Nächten Gott anzuflehen und zu loben.

Auch Josef war traurig gewesen, die alten Erinnerungen zurücklassen zu müssen – vor allem das Grab seiner Mutter. Aber die Reise brachte



so viel Neues und Aufregendes durch das Leben in der freien Natur mit sich, dass sogar altgewohnte Tätigkeiten auf einmal ganz neu zu sein

schienen. Und Gott anzubeten unter einem ›Dach‹ aus Zweigen und Blättern, schien einfach ..., nun ja, natürlich, richtig zu sein.

Josefs Gedankengänge wurden von seinem Vater unterbrochen, der ihn anstieß. »Träum nicht, Josef«, tadelte John Shabosh seinen Sohn. »Hör zu, was der Bruder sagt. Es ist wichtig.«

Bruder Heckewelder predigte über den Hebräerbrief, das Opfer Christi, das ein für alle Mal Gültigkeit hat. Bruder Heckewelder war schon in Ordnung, aber ihm war nicht so leicht zuzuhören wie Vater Zeisberger. Josef seufzte. Er versuchte sich zu konzentrieren, aber ein Schatten zwischen den Bäumen zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er starrte angestrengt auf die Bäume, konnte aber nichts entdecken. Trotzdem glaubte er wenig später, wieder eine Bewegung zu sehen.

Ein Tier, ein Eichhörnchen vielleicht? Nein, der Schatten war nicht zufällig da. Spionierten die Irokesen sie etwa aus? Wenn ja, warum? Josef hatte sie am ersten Tag kommen und gehen sehen, und seitdem meinte er immer wieder, sie am Wegrand zu entdecken. Aber obwohl John Myers letzten Abend davon gesprochen hatte, dass Opeechee nichts Gutes im Sinn haben könne, hatten diese Schattengestalten ihnen doch noch nichts getan. Wenn er nun allen erzählte, was er zu sehen *glaubte*, würden alle anderen ohne Grund in Aufregung versetzt.

Josef war den ganzen Nachmittag über ruhelos. Er wäre lieber in den Wald gegangen und hätte nachgesehen, was dort war. Aber sein Vater erlaubte ihm nicht, das Lager zu verlassen. So schnitzte er zum Zeitvertreib einen Messergriff. Vielleicht würde sein Vater ihm helfen, eine richtige Stahlklinge dafür zu bekommen, bei einem Händler in Ohio – wenn die Händler überhaupt so weit in den Westen kamen.

Am Abend, als die kleinen Kinder schlafen gelegt worden waren, versammelte man sich noch einmal zum Gottesdienst um ein großes Lagerfeuer. Diesmal ging es weniger sachlich zu – jeder konnte Lob, Dank oder Gebet beitragen.

Josef schaute geistesabwesend in die Flammen; der Gesang und die anderen Stimmen klangen tröstlich vertraut im Hintergrund. Plötzlich bemerkte er, dass Vater Zeisberger aus seiner Kindheit erzählte.

»... gerade fünf«, sagte er eben, »als meine Eltern David und Rosina Zeisberger aus Mähren flohen und auf dem Anwesen des Grafen Nikolaus von Zinzendorf in Sachsen Zuflucht fanden. Ich verstand damals nicht viel von dem, was vorging, nur so viel, dass die Staatskirche die Lehren der Unitas Fratrum, oder Böhmisches Brüder, als ketzerisch und gefährlich einstufte.«

Josef spitzte die Ohren. Diese Geschichte hatte er noch nie gehört.

»Die Vereinigten Brüder, oder Böhmisches Brüder, wie wir manchmal genannt werden, waren schon viele Jahre verfolgt und immer wieder zerstreut worden. Aber immer mehr von uns fanden den Weg zu Graf Zinzendorfs Land, wo eine christliche Gemeinde gegründet wurde, die Herrnhut genannt wurde, das bedeutet ›unter dem Schutz des Herrn‹. Bis zum Jahr 1726 war die Gemeinde auf ungefähr dreihundert Leute angewachsen – darunter auch lutherische Pietisten, ehemalige Katholiken, Separatisten, Reformierte und Anabaptisten.«

Josef wäre froh gewesen, wenn Vater Zeisberger nicht solche großen Worte benutzt hätte. Hatten sich diese »Stämme« in einem Friedensabkommen zusammengeschlossen, wie die Mohikaner, Oneidas, Onondagas und Senecas in der Vereinigung der Irokesen?

»Aber Graf Zinzendorfs Absicht bestand nicht nur darin, eine sichere christliche Gemeinde zu gründen. Er wollte auch Menschen ausbilden, das Evangelium weiterzutragen, vor allen Dingen zu solchen Menschen, die Verfolgung und Unterdrückung erlitten. Als ich fünfzehn war, wurden meine Eltern in die ›Neue Welt‹ gesandt. So nannte man diesen Kontinent damals. Sie sollten die gute Nachricht von Jesus Christus verbreiten und Gemeinden gründen. Am Anfang wurde ich zurückgelassen, aber das ist eine andere Geschichte. Wichtig ist, dass ich ein Jahr

später, mit meinen Eltern zusammen, hier in Nordamerika war – und dieses Land und seine Menschen sind seither mein Volk.«

Jeder Mann, jede Frau und jeder Teenager hörte jetzt gespannt zu. Die Geschichte von Vater Zeisberger war nun in ihre eigene eingemündet.

»Weil wir Gewalt ablehnen, auch zum Schutz des eigenen Lebens, und weil wir lehren, dass alle Menschen Brüder und Schwestern sind, wurden wir wieder verfolgt, sogar von so genannten Christen, die nationale und politische Interessen über unsere Gemeinschaft als Leib Christi stellten.«

Zustimmendes Gemurmel war am Lagerfeuer zu hören.

»Wir mögen vielleicht in der Versuchung stehen, uns selbst zu bedauern«, gab Zeisberger zu, »denn wieder wurden wir von weißen Siedlern aus unserer Heimat vertrieben und von den andauernden Kriegen zwischen den verschiedenen Indianerstämmen und zwischen den Franzosen und Engländern. Aber dies ist keine neue Geschichte. Jesus selbst sagte, dass er keinen Platz habe, um Sein Haupt niederzulegen. Wir müssen uns mit dem Gedanken trösten, dass unsere Heimat dort ist, wo zwei oder drei in Seinem Namen versammelt sind. Mag sein, dass wir nie Ruhe finden werden, ehe wir im Himmel sind.«

Es war spät geworden. Ein Dankeslied wurde gesungen, und Vater Zeisberger betete. Die jungen Leute machten sich schnell auf, um sicherzustellen, dass die Tiere für die Nacht gut untergebracht waren, während die anderen sich noch unterhielten, sich austauschten und dem Feuer zusahen, das langsam erlosch.

Aber einige Augenblicke später hörten sie vom hinteren Ende des Lagers einen Schrei, dann kamen John Myers und Abel angerannt. »Die Pferde! Fünf Packpferde sind gestohlen worden! – Und von unseren Vorräten fehlt auch einiges.«

Opeechee

Wütende Rufe waren von den Männern zu hören, die noch am Feuer zusammenstanden.

»Wartet Brüder!«, rief Vater Zeisberger und hob beschwichtigend die Arme. »Seid ihr sicher, dass sie sich nicht einfach losgerissen haben, John?«

John Myers hielt ein Stück Seil hoch, das mit einem Messer sauber durchtrennt war.

»Siehst du, Vater Zeisberger?«, schrie Abel wütend. Abel war erst zwanzig Jahre alt, ein vielversprechender junger Mann, der aber leider oft handelte, ohne vorher nachzudenken. »Das waren diese Irokesen, die uns gefolgt sind. Ich bin dafür, dass wir sofort einen Suchtrupp loschicken, damit wir unsere Pferde wiederbekommen.«

Die Irokesen sind aber nicht die Einzigen, die uns folgen, dachte Josef im Stillen.

In dem wütenden Gemurmur war Zustimmung zu hören. »Er hat Recht. Sie können noch nicht allzu weit gekommen sein.«

»Brüder! Beruhigt euch!«, sagte Vater Zeisberger scharf.



»Glaubt ihr wirklich, dass die Irokesen, vorausgesetzt, sie waren die Diebe, uns die Pferde kampflos zurückgeben werden? Nein. Es ist besser, etwas zu verlieren, das uns gehört, als Verwundungen oder Tod zu riskieren, um es zurückzubekommen. Oder sie könnten uns dazu verleiten, selbst zu töten. Wir werden heute Nacht eine Wache aufstellen, aber dieses Mal müssen wir den Verlust eben hinnehmen.«

Alle wussten, dass er Recht hatte, aber Abel und einige andere junge Männer konnten es kaum akzeptieren. Der Raub dieser fünf Pferde war ein großer Verlust für die Reisenden. Jetzt mussten die anderen Lasttiere schwerer beladen werden, und schließlich blieben einige der schweren Farmgeräte zurück, weil man sie nicht weiter transportieren konnte. Aber unter dem Zuspruch ihres Pastors dankte die Gemeinde Gott am nächsten Morgen, dass keine Toten zu beklagen waren und dass sie sich noch immer auf dem Weg nach Westen befanden.

* * *

John Myers und die anderen jungen Männer hielten Wort und wechselten sich ab, David jeden Tag zu tragen, so dass Anna ihn nur noch sehr selten tragen musste. Anfangs ging sie immer dicht nebenher, mit einem wachenden Auge auf David. Aber die jungen Männer waren sehr vorsichtig beim Heben und Tragen, so dass sie nach einigen Tagen die Sorge verlor und entspannt an der Seite

ihrer Freundinnen gehen konnte, weil sie wusste, dass ihr Sohn in guten Händen war.

David, erleichtert, seiner Mutter nicht mehr eine ständige Bürde zu sein, konnte die Reise und die Gesellschaft der jungen Männer genießen. Auch sie schienen das Zusammensein mit David sehr zu mögen und wetteiferten manchmal untereinander, wer ihn wohl zuerst zum Lachen bringen könne.

Aber David war in diesen Tagen selten zum Lachen zumute. Er hatte einfach nicht die Kraft dazu. Meist war er zufrieden damit, seinen Kopf auf die starke Schulter seines Helfers zu legen und die Eindrücke des Waldes zu genießen. Abends erzählte er dann seiner Mutter von dem Rehkitz, das er hinter einem Busch entdeckt hatte, oder von dem Specht, den er während der Mittagsrast an einen Baum hatte klopfen hören.

Der Weg wurde immer unwegsamer und war manchmal kaum noch auszumachen. Umgestürzte Bäume mussten aus dem Weg geräumt werden. Manchmal ging es auf steinigem Grund steil bergan. Es wäre für eine kleine Gruppe von Männern nicht schwierig gewesen, aber eine große Gruppe von etwa einhundertundfünfzig Menschen, darunter Frauen und Kinder, Großmütter und Säuglinge, zusammen mit verschiedenen Haustieren, Packpferden, Kühen und Ziegen, konnte nur sehr langsam durch den dichten Wald geführt werden.

Obwohl David die Gesellschaft seiner jungen Träger sehr mochte, war er doch immer besonders dankbar, wenn Vater Zeisberger abends an ihrem Feuer anhielt, um sich zu erkundigen, wie seine Mutter und er zurechtkamen. David meinte, er müsse immer ein fröhliches Gesicht zeigen, auch wenn er traurig oder müde war. Aber Vater Zeisberger gegenüber musste er sich nicht verstellen.

»Wie geht es dir heute Abend, David?«, fragte der Pastor eines Abends, als Anna damit beschäftigt war, Moos und junge Tannennadeln für Davids Bett zu suchen. »Ich höre dich nie klagen, aber deine Mutter sagt, dass du nur sehr wenig isst.«

David zuckte mit den Achseln. »Ich weiß, dass ich ihr zuliebe versuchen sollte, mehr zu essen. Aber ..., ich genieße diese Reise wirklich. Jeder Tag ist anders. Gestern zum Beispiel watete James mit mir in einen Fluss hinein, und am Ende musste er schwimmen, und ich war auf seinem Rücken. Das war ein Abenteuer!« David musste lachen, als er sich daran erinnerte, wie das eiskalte, reißende Wasser ihm plötzlich bis zum Hals gestanden hatte.

Dann merkte er, dass Zeisberger ihn immer noch mit prüfenden Augen ansah. Das Lachen erstarb. »Wenn die Schmerzen so stark werden, dass ich weinen möchte, halte ich mich ganz fest an meinen Heiland. Ich lasse nicht los, Tag und Nacht. Ich weiß, dass Jesus bei mir ist. Er führt mich, egal wohin ich gehen soll.«

»Egal wohin, David?«, hakte Zeisberger nach.
»Hast du gar keine eigenen Wünsche?«

Woher kannte Vater Zeisberger den Wunsch, der in ihm brannte? David traute sich selbst kaum, daran zu denken, weil er Angst hatte, dadurch mit Gottes Willen nicht übereinzustimmen.

»Na ja«, gestand er zögernd ein, »ich habe schon einen Wunsch ..., aber ich möchte ihn aufgeben – wenigstens möchte ich den Willen haben, ihn aufzugeben.«

Vater Zeisberger lächelte. »Nur weiter, David. Sag's mir.«

»Nun«, sagte der Junge leise, »ich möchte gern lang genug leben, um mit euch zusammen ins Gelobte Land einzuziehen. So weit zu kommen und es dann doch nicht zu sehen ...« Es war schwierig für ihn, die mögliche Enttäuschung in Worte zu fassen. »Meinst du, dass ich es schaffe, Vater Zeisberger?«

Der Pastor neigte nachdenklich den Kopf. »Du hast die Reise bis hierhin gut verkraftet. Ich sehe keinen Grund, warum dein Wunsch nicht in Erfüllung gehen sollte. Aber wenn Gott andere Pläne hat, David, wärst du auch bereit, vorher in den Himmel zu gehen?«

David nickte ernst. »Ja, ich glaube schon. Bereit ... und gewillt. Aber ist es falsch, Ihn zu bitten, dass ich unsere neue Heimat sehen darf, ehe ich sterbe?«

Vater Zeisberger schüttelte den Kopf. »Nein. Bitte ohne Scheu. Möge Gott dir deinen Wunsch erfüllen!«

Die beiden saßen in zufriedenen Schweigen neben dem kleinen Feuer, das knackte und knisterte. Dann sagte David: »Kannst du dich daran erinnern, dass du gesagt hast, dass Gott eine besondere Aufgabe für mich haben muss, sonst hätte Er mir nicht so viele Prüfungen auferlegt, um mich vorzubereiten?«

Der Pastor nickte. »Ja, ich erinnere mich.«

»Irgendeine Aufgabe auf Erden oder im Himmel, hast du gesagt.« David hielt inne und dachte kurz nach. Er wollte Gottes Willen wirklich annehmen, aber es war schwer, so hilflos zu sein. »Ich denke, es muss eine Aufgabe im Himmel sein. Es scheint nichts zu geben, das ich auf Erden tun könnte.«

»Wirklich gar nichts?«

»Na ja, ich versuche meiner Mutter ein guter Sohn zu sein, aber das ist auch schon alles.«

»Alles? Das ist nicht alles. Zuallererst bist du für deine Mutter die größte Freude, die sie hat. Wer kann das ermessen? Nur eine Mutter, die von einem rebellischen Kind verletzt wird, kann nachfühlen, was das für ein großes Geschenk ist. Zweitens kannst du Gott dienen, indem du Ihn liebst und Ihm völlig vertraust.«

»Aber das ist doch einfach!«, protestierte David.
»Das ist doch keine Arbeit.«

Vater Zeisberger schüttelte den Kopf. »Nein, David, das stimmt nicht. Die schwerste Arbeit besteht für viele Menschen darin, dass sie lernen müssen, Gott zu lieben und Ihm mit ihrem ganzen Leben zu vertrauen.«

* * *

Josef hörte neben sich die gleichmäßigen Atemzüge seines Vaters, die von leisen Schnarchgeräuschen begleitet wurden. Das Lager war heute nach einem anstrengenden Marsch von müden Wanderern aufgebaut worden. Sie waren an diesem Tag nicht sehr weit vorangekommen. Aber Josef war nicht müde. Die unwegsame Strecke hatte für ihn eine Herausforderung bedeutet. Seine Muskeln wurden stärker, und er konnte den ganzen Tag marschieren, ohne außer Atem zu kommen.

Der Indianerjunge stand von seiner Decke auf und beschloss, eine Runde um das Lager zu laufen. Vielleicht würde er davon müde werden. Seit dem Pferdediebstahl schliefen mindestens zwei Männer draußen, wo die Pferde angebunden waren, und noch einmal zwei bei den anderen Tieren. Er wollte nicht für einen Pferdedieb gehalten werden, also ging er ein wenig in den Wald hinein, vom Lager weg, und atmete tief die warme Waldluft ein.

Obwohl das Mondlicht durch die Baumwipfel schien, sah Josef den Mann nicht, der plötzlich

hinter einem Baumstamm hervortrat. Er stieß fast mit ihm zusammen. Josef hätte fast geschrien, so sehr war er erschrocken, aber der Mann legte einen Finger an die Lippen und hob seine andere Hand in freundschaftlichem Gruß. Dann trat er aus dem Schatten, und im Mondlicht war sein Gesicht zu erkennen.

Opeechee.

Der Mohegan winkte Josef zu sich und trat zurück in den Schatten. Josef zögerte. Er sah zurück auf das schlafende Lager. Einige kleine Feuer, die noch nicht ganz erloschen waren, glühten noch hier und da. Er sollte umkehren. Er konnte John Myers' warnende Stimme fast hören: Was wollte Opeechee mitten in der Nacht?

Opeechee tauchte wieder auf. »Hab keine Angst«, flüsterte er. »Ich möchte nur mit dir reden. Komm, wir setzen uns unter die dicke Eiche; weiter gehen wir nicht.«

Ein wenig beruhigt – und neugierig – folgte Josef dem Indianer einige Meter weiter in den Wald hinein und setzte sich mit ihm unter eine stattliche Eiche.

»Warum marschierst du mitten in der Nacht durch den Wald?«, wollte Josef wissen, die Stimme kaum lauter als ein Flüstern.

Opeechee lachte leise. »Ich könnte dich dasselbe fragen, mein Freund«, schmunzelte er. »Aber es ist eine faire Frage. Es stimmt, dass ich deinen

Leuten nachgegangen bin. Aber wie du weißt, ist die Cousine von ›Silbernes Messer‹ bei euch. Da diese *Bauern* sich ja nicht selbst verteidigen« – Spott lag nun in seiner Stimme – »will ich mich darum kümmern, dass ihr nichts geschieht.«

Vielleicht, vielleicht auch nicht, dachte Josef zweifelnd. Er war selbst überrascht, als er herausplatzte: »Uns sind letzte Nacht fünf Packpferde gestohlen worden.«

»Ach!«, meinte der Mohegan. »Und du glaubst, dass ich das gewesen war? Säße ich hier und würde mit dir reden, wenn ich eure Pferde gestohlen hätte?«

»Wer war es dann?«, fragte Josef geradeheraus.

Der Indianer hob die Schultern. »Ich habe eine Gruppe Irokesen auf dem Weg gesehen.«

Josef schwieg. Auch er hatte die Irokesen gesehen – oder er dachte, sie gesehen zu haben.

»Ich hatte gehofft, dass du mir noch einmal über den Weg läufst, Josef«, sprach Opeechee mit freundlicher Stimme weiter. »Ich bin neugierig zu wissen, was deine Leute glauben und aus welchem Grund ihr diese beschwerliche Reise weg vom Susquehanna-Fluss unternimmt.«

Josef war überrascht. »Ach! Du bist ein Suchender? Warum kommst du nicht zu unserer Lagerfeuer und unterhältst dich mit meinem Vater oder Bruder Heckewelder oder mit Vater Zeisberger. Sie würden sich freuen ...«

»Nein!«, fiel Opeechee ihm mit schneidender Stimme ins Wort. »Sie werden mir nicht zuhören. Aus irgendeinem Grund mögen sie mich nicht ..., deshalb komme ich zu dir. Du hast dich als wahrer Mann verhalten, indem du einem Mann die Chance gibst zu sprechen, ehe du ein Urteil fällst.« Diese schmeichelhaften Worte ließen Josef über Opeechees Reden ins Grübeln geraten. Aber als er merkte, wie lange er schon vom Lager fort war, wurde er doch unruhig. »Ich ..., es tut mir Leid. Ich muss jetzt zurück, ehe man mich vermisst. Vielleicht ein anderes ...«

»Ja«, sagte Opeechee, »morgen Nacht, wenn die Lagerfeuer erloschen sind, werde ich auf dich warten.« Und fast ohne einen Laut kam Opeechee auf die Füße und verschwand in der Dunkelheit.

* * *

Josef stellte fest, dass er sich auf das geheime Treffen mit Opeechee freute. Das war ein weiteres Stück Abenteuer und Aufregung auf dieser Reise. Warum hatte Opeechee gerade ihn ausgesucht – aus all den vielen Leuten? Josef war erst vierzehn, aber Opeechee sprach schon von Mann zu Mann mit ihm, das war mehr, als sein Vater oder John Myers oder seine Lehrer taten. Josef fühlte sich gut. Hatten all die anderen Opeechee falsch eingeschätzt? War Josef der Einzige, der bereit war, Opeechee eine Chance zu geben?

Am nächsten Abend blieb sein Vater allerdings

lange auf. Er sprach mit Vater Zeisberger, Bruder Heckewelder und einigen anderen Männern darüber, welche Route man über die unwegsamen, dicht bewaldeten Berge wählen sollte. Josef ging zu Bett, als er dazu aufgefordert wurde, und schloss die Augen, bis sein Vater zu Bett ging. Aber als er die Augen wieder öffnete, zwitscherten fröhlich die Vögel, und der Himmel wurde schon hell.

Josef kam sich dumm vor. Was würde Opeechee nun von ihm denken? Er schaffte es nicht einmal, bis zu seiner Verabredung mit Opeechee wach zu bleiben, wie er es versprochen hatte. Nun, er hatte es ja nicht direkt versprochen, aber Opeechee hatte auf ihn gewartet.

Er war entschlossen, dass sich so etwas nicht wiederholen würde, und machte die Augen nicht zu, bis sein Vater fest eingeschlafen war. Dann schlich er leise in den Wald. Er wusste nicht, wo er nach Opeechee suchen sollte, aber das machte nichts. Opeechee fand ihn.

Sie setzten sich auf einen Baumstamm und redeten. Josef war erleichtert, dass der Indianer ihm keine Fragen nach den Inhalten des christlichen Glaubens stellte. Stattdessen erzählte er dem Jungen von seiner eigenen Kindheit und Jugend in einem Dorf der Mohegan-Indianer. Er beschrieb die Feste, Zeremonien und Tänze, die Bestandteil jeder Jahreszeit waren, wie den Jungen das Jagen und das Fischen beigebracht wurde

und wie man Speere, Knüppel, Pfeil, Bogen und Messer gebrauchte. Josef bekam eine Gänsehaut, als Opeechee erzählte, wie er das erste Mal mit seinem Stamm auf Kriegspfad gezogen war, um für einen Häuptling Rache zu nehmen, der von einem weißen Mann erschossen worden war.

»Du bist ein guter Zuhörer«, lobte ihn Opeechee.
»Komm morgen wieder, und dann reden wir weiter.«

Aber auch, als er neben seinem Vater unter die Decke gekrochen war, konnte Josef nicht schlafen. Er war völlig durcheinander. Warum erzählte Opeechee ihm das alles? Manche der Geschichten waren seltsam – wie die von dem Maskentanz und anderen Ritualen, um Leute von Krankheiten zu heilen. Er war entsetzt gewesen, als Opeechee beschrieb, wie ein junger Krieger Skalps nach Hause bringen musste, um seinen Mut unter Beweis zu stellen. Aber bei Opeechee hörte sich alles so logisch an, als ob die Überfälle auf weiße Siedler und die Massaker an feindlichen Stämmen der einzig ehrenvolle Weg wären, die althergebrachten indianischen Traditionen zu bewahren. Welche echten Indianer würden sich von irgendwelchen Leuten so einfach ihre Frauen oder ihr Land wegnehmen lassen ... oder ihre Packpferde?

Josef war fasziniert. Er musste zugeben, dass die Geschichten aufregend und spannend waren – viel aufregender, als das ruhige friedliche Leben der christlichen Indianer in Friedenshütten.

Mutiges Herz

Josef schlich sich nicht jeden Abend davon, um Opeechee zu treffen. Er hatte Angst, sein Vater könnte etwas herausfinden.

Obwohl Josef ein schlechtes Gewissen hatte, etwas hinter seines Vaters Rücken zu tun, tröstete er sich damit, dass Opeechee manchmal nach dem christlichen Glauben fragte. Würden nicht die böhmischen Missionare, ja sogar sein Vater, es begrüßen, dass er mit Opeechee über das Evangelium sprach? War es nicht genau dasselbe, was Vater Zeisberger auf seinen Reisen zu den verschiedenen Indianerstämmen tat? Und einige von ihnen waren viel brutaler und gefährlicher als Opeechee, der Mohegan-Indianer.

Aber manchmal verwirrten Opeechees Kommentare Josef.

»Sag mir eins, Josef«, begann Opeechee eines Abends, als sie an einem kleinen Bergbach, wenige hundert Meter vom Lager entfernt, saßen. »Angenommen, der Große Geist gab dem weißen Mann die Bibel. Wie sollte ihm das denn helfen?«

Wie sollte ihm das denn helfen? Das ist eine einfache Frage, dachte Josef.

»Nun, es hilft ihnen sehr«, sagte er offenherzig. »Sieh dir Vater Zeisberger an ...«



»Ja, ja, euer Zeisberger meint es gut«, fiel Opeechee ihm ins Wort, »auch wenn er Krieger überredet, zu Hause zu bleiben und Bauernarbeit wie die Frauen zu verrichten und gegen eure Feinde nicht mit Waffen zu kämpfen.«

Josef fühlte sich unbehaglich. Er kannte Opeechees beleidigenden Spott von früheren Gesprächen.

»Aber«, räumte Opeechee ein, »er behandelt die Indianer anständig und ist ehrlich. Aber wie viele Weiße sind so wie er? Schau dir an, wie verlogen die meisten sind! Sie schließen Verträge und brechen sie im nächsten Moment wieder, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie beschlagnahmen einfach Indianerland, ohne zu bezahlen. Sie sagen eine Sache und tun eine ganz andere. Sie treiben Tauschhandel, um unsere wertvollen Felle, Kanus und die schönen geflochtenen Körbe zu bekommen – und geben uns im Gegenzug Alkohol, der unseren Kopf auffrisst und uns verrückt macht. So! Erklär mir das, Josef: In welchem Punkt sind die Weißen mit ihrer Bibel besser als die Indianer ohne sie?«

Josef schwieg. Er fühlte sich in die Enge getrieben – saß in der Falle. Vielleicht hatte Opeechee Recht. Denn sogar Vater Zeisberger traute den meisten Siedlern nicht über den Weg! Und das war ja auch der Grund, warum die christlichen Indianer jetzt diese Reise machten. Um wegzukommen von all den Rassenkämpfen, Kriegen

und Alkoholausschweifungen, die immer mit den Siedlern kamen.

* * *

Am nächsten Abend versuchte David, den Maisbrei mit frischer Milch zu essen, den seine Mutter ihm als Abendessen zubereitet hatte, aber er hatte keinen Hunger. Der Schmerz in seiner Hüfte verursachte Übelkeit, und es war fast unmöglich, etwas zu essen. Aber Anna stand da, die Hände auf den Hüften, und beobachtete ihn. Also schaufelte er einen weiteren Löffel in den Mund.

»David! David!«, rief Josef von weitem. Einen Augenblick später kam er angerannt und ließ sich neben dem kleinen Feuer auf die Erde plumpsen.

David lächelte ihn an. Er sah Josef nicht mehr so oft wie früher zu Hause, aber sein Freund brachte immer Abwechslung in seinen gleichförmigen Tagesablauf.

»Rate mal, was passiert ist!«, keuchte Josef. »Wir gehen morgen wieder auf die Jagd! Und Bruder Heckewelder sagt, dass ich sein Gewehr mitnehmen darf, weil er nicht mitgeht – wenn mein Vater es erlaubt, aber ich bin sicher, dass er's erlaubt!«

»Schon wieder jagen?«, sagte David. »Aber ihr seid doch gerade erst letzte Woche gegangen und mit fünf Rehen nach Hause gekommen – von dem Bären und der kleinen Beute ganz zu schweigen.«

»Ha, das ist doch gar nichts!«, tönte Josef. »Es braucht eine Menge Fleisch, um diese vielen

Menschen zu ernähren, besonders weil wir hier jetzt keine Gärten haben. Außerdem hat Vater Zeisberger es angeordnet, und du weißt, dass er uns niemals jagen lässt, wenn es nicht unbedingt nötig ist.«

David runzelte die Stirn. Er hörte einen spöttischen Unterton in Josefs Stimme.

»Außerdem«, sprach Josef weiter, während er kleine Späne ins Feuer schnippte, »wenn's nach mir ginge, könnten wir jeden Tag auf die Jagd gehen. Dieser Marsch wird langsam langweilig – alle auf einem Haufen, jeden Tag, jede Nacht. Hier in der Wildnis gäbe es jede Menge Spuren zu verfolgen und Wild zu erbeuten. Meinst du nicht, es sollte erlaubt sein, dann jagen zu gehen, wenn man Lust dazu hat? Aber nein, im Gegenteil, es gibt eine Unmenge von Regeln! ›Verlass das Lager nicht des Nachts‹, ›Gehe nicht auf die Jagd, außer wenn du musst‹.« Josef verdrehte die Augen.

»Meinst du nicht, dass es gute Gründe für die Regeln gibt?«, fragte David. Er fühlte sich hilflos, wenn Josef solche Reden führte.

»Kann schon sein«, gab Josef zu. »Doch was wissen Vater Zeisberger und Bruder Heckewelder schon davon, wenn's ums Jagen geht? Aber was nützt es, mit dir darüber zu reden, David – du hast ja auch keine Ahnung davon.«

David sah seinen Freund genau an. Es war nicht Josefs Art, solch eine gedankenlose Bemerkung

zu machen. Tatsächlich, kurze Zeit später sah er, dass Josef das Gesagte bereute.

»Ich wollte nicht gemein sein, David«, sagte Josef schnell. »Es ist nur – ich bin so frustriert! Ich glaube nicht, dass ich mich jemals wieder in einer Stadt niederlassen kann, nachdem ich Geschmack an dem freien Leben in der Wildnis gefunden habe.«

»Ist schon gut, Josef. Du hast mich nicht verletzt. Aber es bringt mich zum Nachdenken ... vielleicht bin ich froh, ein Krüppel zu sein.«

»Wie bitte?«, rief Josef laut. »Wer hat je davon gehört, dass jemand dankbar dafür war, nicht laufen zu können!«

»Na ja«, sagte David langsam, »wenn ich kein Krüppel wäre, wäre ich vielleicht genauso rastlos wie du.«

Josef starrte ihn an – sprachlos. In der Stille, die nun folgte, hörte David seine Mutter rufen: »Isst du auch dein Abendessen, David?« Er schob schnell einen Bissen in den Mund und verzog das Gesicht. Der Brei war jetzt kalt und klumpig wie Bärenfett.

»Na ja, vielleicht hast du ja Recht«, murmelte Josef vor sich hin. »Ich wünschte nur, ich könnte halb so glücklich sein wie du.«

Besorgt entschloss David sich dazu, seinen Freund nach etwas zu fragen, das ihm keine Ruhe ließ. »Josef, mit wem hast du dich letzte

Nacht getroffen, als du aus dem Camp geschlichen bist?«

Sein Freund sah überrascht aus. »Was? Wie kommst du darauf, dass ich letzte Nacht das Lager verlassen habe?«

»Ich habe dich gesehen«, war die einfache Antwort. »Meine Hüfte tat so weh, dass ich nicht schlafen konnte. So habe ich aus dem Unterstand hinausgeschaut und habe dich in den Wald gehen sehen ... und dann war da noch jemand – ein Mann – der mit dir ging.«

Wieder starrte Josef ihn an. Dann seufzte er. »Nun, ich hatte schon seit einiger Zeit das Bedürfnis, dir davon zu erzählen. Aber dann hatte ich Angst, du würdest mir sagen, dass ich etwas Falsches tue.«

»Nun, ist es denn so? Ich meine, tust du etwas Falsches?«

»In Ordnung. Ehe du etwas Falsches denkst, erzähle ich dir besser, worum es geht. Der Mann war Opeechee, der Mohegan – der Cousin von deiner Mutter. Und nein, wir haben nichts Schlimmes getan. Wir haben uns nur unterhalten. Alle denken, dass er ein schlechter Mensch ist, aber er ist sehr freundlich. Letzte Nacht hat er sogar Fragen über unseren Glauben und die Bibel gestellt!«

David dachte nach. »Das ist gut, ... glaube ich. Aber wenn er etwas über den Glauben wissen

möchte, warum spricht er nicht mit deinem Vater oder Bruder Heckewelder oder Vater Zeisberger anstatt mit einem Jungen wie dir?«

»Ha! Er sagt, dass sie ihn nicht mögen, deshalb geben sie ihm keine Chance. Und außerdem behandelt er mich nicht wie einen Jungen. Er spricht mit mir von Mann zu Mann. Übrigens sagt Opeechee, dass man ein Jäger oder Krieger und auch ein guter Christ sein kann, genauso sehr wie als Bauer. Und das leuchtet mir ein.«

Der stolze Ton in Josefs Stimme beunruhigte David. Konnten alle Lehrer und Gläubigen im Dorf Unrecht haben, und Josef hatte Recht?

»Ach Josef«, sagte er und legte seinem Freund eine Hand auf den Arm. »Ich wünschte, du hättest mit Opeechee nichts mehr zu tun. Ich befürchte, er möchte dich uns abspenstig machen und dich als Krieger in seinem Stamm haben. Und das bedeutet mehr als nur jagen. Das würde eine Rückkehr zu all den alten Bräuchen bedeuten – die Feste, das Opfern, das Kämpfen und Töten. Weißt du, wenn er ehrlich wäre, würde er einfach zu uns ins Lager kommen und mit uns reden und nicht in der Dunkelheit herumschleichen. Bitte, Josef! Versprich mir, dass du nicht mehr mit ihm redest!«

Josef riss seinen Arm weg. »Du redest Unsinn, David, genau wie alle anderen. Ich wünschte, ich hätte es dir nicht erzählt. Ich wette, du erzählst es meinem Vater.«

David blinzelte. »Du meinst, dein Vater weiß überhaupt nichts davon?«

Josef zog die Schultern hoch. »Warum hätte ich es ihm sagen sollen? Er würde bloß wieder mit einer seiner Belehrungen ankommen.«

»Aber es ist falsch, deinem Vater so etwas zu verheimlichen. Und das weißt du auch.«

Die Jungen schwiegen. Eine Gruppe aufgeregter diskutierender junger Männer kam vorbei. »John und Abel haben heute Opeechee, den Mōhogan, mit einigen Kriegern gesehen!«, berichtete einer gerade.

»Das bedeutet, dass sie uns schon seit Tagen auf den Fersen sind«, meinte ein anderer. »Sie haben bestimmt etwas Schlechtes im Sinn.«

»Nicht, wenn wir es verhindern können«, sagte ein dritter. »Heute Nacht sind um das ganze Lager Wachen aufgestellt – ich bin schon für die dritte Wache eingeteilt.«

Die Stimmen wurden leiser, als die jungen Männer zwischen den Pinien und Büschen verschwanden, die vereinzelt im Lager standen.

Josefs Augen trafen Davids. »Ich ... ich wusste nicht, dass er mit Kriegern unterwegs ist – ehrlich, David«, flüsterte er. »Vielleicht hast du Recht. Ich verspreche, dass ich nicht mehr aus dem Lager gehe, um ihn zu treffen.«

»Und was ist, wenn du ihn zufällig im Wald triffst?«, wollte David wissen.

»Nun, dann kann ich nichts dafür. Ich kann doch nicht unhöflich ...«

»Josef, bitte versprich mir, dass du überhaupt nichts mehr mit ihm zu tun haben wirst! Sonst hast du nur Ärger.«

»Ich habe dir schon ein Versprechen gegeben. Reicht das nicht?« Josef sprang auf die Füße.
»Gute Nacht, David. Wir müssen morgen wegen der Jagd früh aufstehen.«

David schaute seinem Freund nach, bis er in der Dunkelheit hinter dem Feuer verschwunden war. »Ach Josef«, flüsterte er. »Wenn du nicht auf mich hören willst, werde ich Gott bitten, zu deinem Herzen zu sprechen.«

* * *

Doch Josef konnte nicht einschlafen. Das lag nicht nur an der Aufregung wegen der Jagd. Er dachte über das nach, was er zusammen mit David gehört hatte: über Opeechee und den Trupp Krieger.

Er hatte die ganze Zeit ein schlechtes Gewissen gehabt, weil er hinter dem Rücken seines Vaters aus dem Lager geschlichen war. Nicht, dass sein Vater ihm jemals verboten hätte, mit Opeechee zu sprechen; er war ziemlich sicher, dass nur John Myers und David wussten, dass er diesen Mann bei der letzten Jagd zufällig getroffen hatte. Aber er wusste, dass sein Vater es nicht gutheißen würde. Und dann beschäftigte ihn et-

was, was David gesagt hatte: Wenn Opeechees Absichten ehrenhaft wären, würde er einfach ins Lager kommen. Ja, die Ältesten würden vielleicht misstrauisch sein, aber sie würden ihn erst einmal in Ruhe anhören.

Also, warum trat Opeechee nicht offen auf, und warum hatte er einen Trupp Krieger bei sich? War es zum ›Schutz‹, wie er gesagt hatte? Oder gab es einen ganz anderen Grund? Gleichgültig, was nun die Wahrheit war, Josef hatte das Gefühl, dass er zu weit in die Sache hineinzurutschen drohte.

Als die Männer sich am nächsten Morgen zur Jagd fertig machten, hatte Josef einen Entschluss gefasst. Er rannte schnell hinüber zu dem Platz, wo Anna schon damit beschäftigt war, den Unterstand abzurechnen. Dann flüsterte er David ins Ohr: »Du musst dir keine Sorgen mehr um mich machen, David. Ich habe beschlossen, Opeechee zu vergessen und mich nicht mehr um ihn zu kümmern.«

Mit zerzausten Haaren und übernächtigttem Gesicht lächelte David. »Das wusste ich«, sagte er einfach. »Ich habe die ganze Nacht für dich gebetet.«

Das Ausmaß von Davids Anteilnahme machte Josef verlegen. »Ich bin so viel Mühe gar nicht wert, David. Verzichte wegen mir nicht auf deinen Schlaf.« Und damit war er weg, mit Bruder Heckewelders Flinte über der Schulter.

Josef vergaß alle Gedanken an David und Opeechee, als er mit seinem Vater und den anderen durch den Wald streifte. Am Tag zuvor waren häufig Rehe gesichtet worden. Es schien, als ob es eine erfolgreiche Jagd werden würde. Aber es war schon fast Nachmittag, als die ersten Rehe aus ihrem Versteck in einer kleinen Senke gescheucht werden konnten.

Die Jäger verteilten sich zu zweit im Wald. »Bleib bei mir«, sagte John Shabosh zu seinem Sohn. »Ich habe einen Rehbock hier entlanglaufen sehen.« Vater und Sohn verfolgten das Tier geduldig, aber jedes Mal, wenn sie in Schussweite kamen, hob der Rehbock nervös den Kopf und sprang weg.

»Schau dir seine Fährte an«, sagte Josefs Vater. »Er ist hinunter in diese Senke gestiegen. Lauf du doch um den Rand herum, damit du vor ihn kommst, während ich hinter ihm hergehe und ihn zu dir treibe. Dann kannst du schießen.«

Mit hochrotem Kopf und klopfendem Herzen stieg Josef schnell auf den steinigen Rand der Senke. Sein Vater vertraute ihm als Jagdpartner die Verantwortung für diesen Schuss an. Josef wollte ihm beweisen, dass er dieses Vertrauen wert war. Er schämte sich dafür, wie er seinen Vater hintergangen hatte. Nach der Jagd wollte er seinem Vater alles erzählen und ihn bitten, ihm zu vergeben.

Oben angekommen, schlich Josef lautlos durch die Reihen von Birken und Ahornbäumen. Er

war so sehr damit beschäftigt, möglichst schnell zum anderen Ende dieser Senke zu gelangen, dass er den Krieger, der sich ihm plötzlich in den Weg stellte, völlig übersah, bis er fast mit ihm zusammengestoßen wäre.

»Opeechee!«, rief er erschrocken.

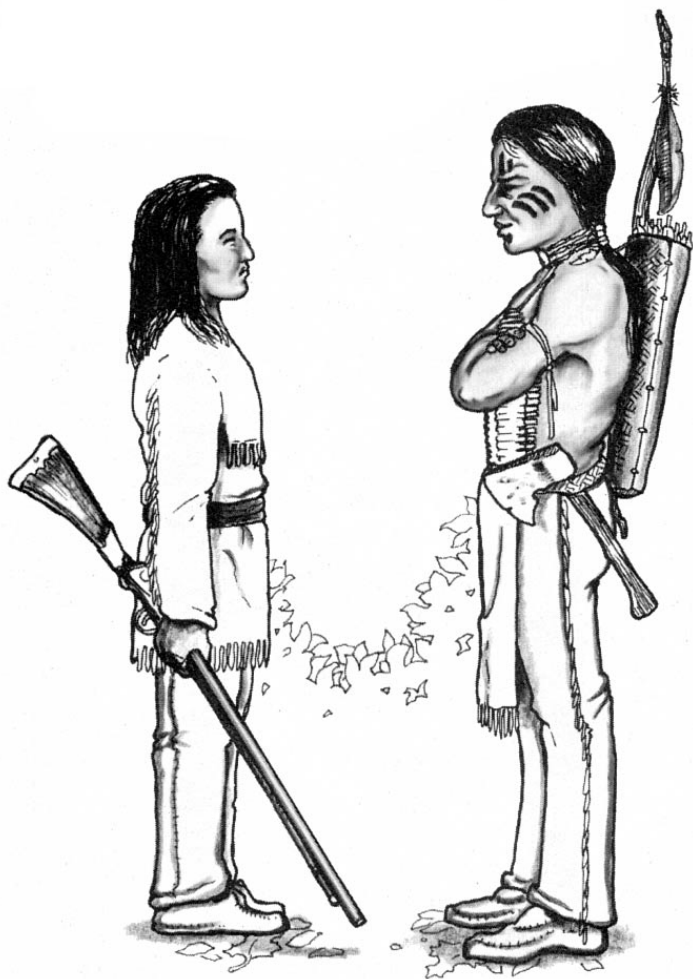
»Ich dachte mir, dass du es bist, Mutiges Herz«, sagte der Mohegan weich. »Ich beobachte dich schon seit einer Stunde und warte auf eine Gelegenheit, mit dir zu sprechen.«

Mutiges Herz?, dachte Josef verwundert. *Wovon redet er überhaupt?*

Der Unterschied zwischen den beiden war an diesem Tag gewaltig. Opeechees Gesicht war mit Farbe bemalt, und bunte Federn zierten seine Zöpfe. Er trug eine Halskette aus Bärenklauen, die auf seiner bronzenen Brust glänzte. Josef dagegen trug den einfachen Kittel der christlichen Indianer, mit einem Gürtel zusammengehalten, schlichte Hosen und Mokassins, keine anderen Verzierungen.

»Ich ... ich kann heute nicht mit dir reden«, stammelte Josef flüsternd. »Ich verfolge die Spur eines Rehs, und muss mich beeilen.«

»Das Reh wird auf dich warten«, sagte Opeechee begütigend. »Unten in der Schlucht gibt es gutes Futter.« Dann änderte sich sein Tonfall, und ein bisschen anklagend sagte er: »Mutiges Herz, gestern Abend bist du nicht zu mir gekommen, um dich mit mir zu unterhalten, wie du es versprochen hast.«



»Ich hatte gar nichts versprochen«, schoss Josef zurück, immer noch mit gedämpfter Stimme. »Ich komme, wenn ich kann ..., und letzte Nacht konnte ich nicht.«

»Oh?« Opeechee zog die Augenbrauen hoch. »Was ist mit deinem mutigen Herzen geschehen? Siehst du? Ich hatte dir sogar einen neuen Namen in Anerkennung dieses Versprechens gegeben, tapferer junger Krieger, der mit mir von Mann zu Mann sprechen will, egal was die anderen sagen. Haben die Lehrer in eurem Lager dir gesagt, wie lasterhaft es ist, sich mit einem Mohegan zu unterhalten?« Seine Stimme klang jetzt beißend vor Spott.

»Nein«, antwortete Josef beherzt. »Sie wissen nicht einmal, dass ich mit dir gesprochen habe.« Opeechees Augen verengten sich. »Du erzählst ihnen auch besser nichts davon. Das ist eine Sache nur zwischen dir und mir.«

Josef hob den Kopf. Sein Vater war da unten in der Senke und zählte auf ihn. »Es ist nicht richtig, sie zu hintergehen. Ich habe vor, meinem Vater noch heute Abend von unseren Treffen zu berichten.«

Der Krieger trat drohend einen Schritt auf den Jungen zu. »Wenn du das tust«, zischte er, »wirst du mit deinem Skalp dafür bezahlen!«

Enttäushtes Vertrauen

Josef stand stocksteif da. »Ich habe keine Angst vor dir«, sagte er entschlossen, straffte die Schultern und griff fest nach seinem Gewehr.

Opeechee trat zurück und beobachtete Josef vorsichtig. Dann breitete sich ein friedliches Lächeln auf seinem Gesicht aus, und er hielt seine Hände in begütigender Geste nach oben.

»Ich habe es nicht so gemeint, Mutiges Herz. Ich möchte nicht deinen Skalp. Ich bin dein Freund. Aber ich sehe keinen Grund, warum du deinem Vater und den anderen von unseren Treffen erzählen solltest. Warum gehst du nicht heute Abend einfach wieder aus dem Lager, und wir setzen die Unterhaltung fort, die wir neulich begonnen haben, über eure Bibel und eure Religion. Und außerdem habe ich etwas, das ich dir geben möchte.«

Josef zögerte. War es ein Fehler gewesen, David zu versprechen, dass er nicht mehr mit Opeechee sprechen würde? Was war, wenn der Mann wirklich mehr über Gott wissen wollte? Andererseits konnte er wegen der Wachen, die heute Nacht aufgestellt sein würden, nicht einfach aus dem Lager schleichen, selbst wenn er wollte.



»Ich ... ich kann nicht mehr aus dem Lager herauskommen«, sagte er. »Ab heute werden um das ganze Lager herum Wachen stehen.«

Wieder wurden Opeechees Augen zu Schlitzeln.
»Das ist ja interessant. Warum? Was soll das?«

Josef schwieg.

»Sag schon, Junge! Wissen sie, dass ich in der Nähe bin?«

Josef nickte.

»Wie viel wissen sie? Erzähl mir alles!«

Widerwillig berichtete Josef, dass Opeechee und seine Krieger von einigen Männern aus dem Lager gesehen worden waren, und dass man daraufhin beschlossen hatte, Wachen aufzustellen.

Opeechee schien irritiert zu sein. Er studierte Josef für einige Minuten ganz ausführlich, die Augen fest auf sein Gesicht geheftet, als ob er scharf über etwas nachdenken müsse. Dann entspannten sich seine Züge. »Nun, dann gebe ich dir das hier eben jetzt schon«, sagte er, fasste hinter sich und zog einen wunderschönen geschnitzten Bogen und einen ledernen Köcher hervor, in dem mehrere Pfeile steckten. »Ich habe das für dich gemacht und wollte es dir heute Abend schenken, aber da das nicht möglich ist ... hier – nimm sie.«

Josefs Augen wurden kugelrund vor Überraschung und Freude. Er hatte noch nie einen so schönen Bogen gesehen. »Opeechee!«, rief er

und nahm ehrfurchtsvoll Pfeil und Bogen in Empfang. »Das hast du für mich gemacht? Wie kann ich dir nur dafür danken?«

Eine Bewegung auf dem Weg hinter Opeechee erregte Josefs Aufmerksamkeit, und er schaute auf. Sein Vater kam vom anderen Ende der Schlucht heran. Blitzschnell hatte sich Opeechee umgedreht und war verschwunden.

»Josef!«, sagte sein Vater streng. »Was hat das alles zu bedeuten?«

»N-nichts, Vater«, stotterte Josef. »Er sprang mir einfach in den Weg und hat mich angehalten.«

»Weißt du, wer das ist?«, wollte Shabosh wissen.

»Ja, Opeechee, der Mohegan.«

»Unser Feind! Und trotzdem bleibst du stehen und schwatzt mit ihm.«

»Ich wollte gar nicht, Vater. Aber er ließ mich nicht durch.«

»Dann hättest du dich umdrehen und zu mir zurückkommen sollen«, rügte ihn sein Vater. Er sah Josef nachdenklich an. »Woher wusstest du, dass es Opeechee, der Mohegan, war?«

»Nun, ich habe ihn bei David kennen gelernt, einen Tag, bevor wir aus Friedenshütten aufgebrochen sind.« Josef holte tief Luft, entschlossen, jetzt seine Entscheidung wahr zu machen und seinem Vater alles zu sagen. »Ich traf ihn auf der letzten Jagd und manchmal, wenn ich außerhalb des Lagers unterwegs war.«

John Shabosh stand mit vor Überraschung offenem Mund da. »Du hast diesen Mann schon öfter getroffen und hast mir nichts davon erzählt? Ich kann das kaum glauben, Josef! Ich dachte, ich könnte dir vertrauen!«

Josef fühlte sich hundeelend. Dies lief nicht so ab, wie er gehofft hatte. Er hatte seinem Vater alles von sich aus erzählen und nicht auf frischer Tat ertappt werden wollen.

»Aber Opeechee sagte, niemand aus unserem Dorf würde ihn akzeptieren oder ihm zuhören, wenn er etwas sagen würde«, brachte Josef zu seiner Verteidigung vor. »Ich bin nicht sicher, ob er ein so schlechter Mensch ist. Er fragt viel nach unserem Glauben. Vielleicht möchte er sich uns irgendwann sogar anschließen, wenn wir ihn nicht zu unfreundlich behandeln.«

Shabosh lachte kurz und spöttisch auf. »Und deshalb macht er sich heimlich an meinen Sohn heran, anstatt wie ein Mann in unser Lager zu kommen und mit den Ältesten zu sprechen.« Er beobachtete Josef. »Sag mir, wie oft und worüber hat er mit dir gesprochen?«

Josef zögerte. Sein Vater war nicht in Versöhnungslaune. Er musste wohl die Wahrheit teilweise für sich behalten. Aber ..., seinem Vater einige Dinge nicht zu erzählen, war eine Sache; auf direkte Fragen keine Antwort zu geben, war eine andere. Und so kam die ganze Geschichte,

wenn auch teilweise etwas abgeschwächt, langsam heraus: die nächtlichen Spaziergänge außerhalb des Camps, Opeechees Geschichten über Indianer-Helden und das Fesselnde an der Jagd, sein Unverständnis für die christlichen Indianer, die Bauern geworden waren (Josef ließ die verächtliche Art Opeechees unerwähnt) und seine Fragen über Inhalte ihres Glaubens.

Aber als er das Gesicht seines Vaters ansah, wusste Josef, dass er in den Augen seines Vaters kaum eine größere Sünde hätte begehen können: nicht nur Machenschaften mit einem Feind ihres Volkes, sondern das Ganze auch noch heimlich hinter seines Vaters Rücken.

Jetzt schien John Shabosh den Bogen und die Pfeile, die Josef in der Hand hielt, zum ersten Mal bewusst zu bemerken. »Was ist das?«, fragte er streng.

»N-nun, Opeechee hat mir das gegeben«, stammelte Josef.

»Hat er sie für dich gemacht?«

»Das hat er gesagt.«

»Wirf sie weg.«

Josef war schockiert. »Wegwerfen? Warum denn? Schau nur, wie schön sie sind!«

»Keiner meiner Söhne wird sich von diesem Mann bestechen lassen«, sagte John Shabosh hart. »Schmeiß sie weg – jetzt sofort!«

Josefs Gefühle brodelten. Das war nicht gerecht! Er hatte seinem Vater jetzt alles erzählt. Er hatte sowieso schon beschlossen, Opeechee nicht mehr zu treffen. Was hier auf dem Pfad passiert war, war doch nicht seine Schuld – der Mann hatte ihm aufgelauert. Warum sollte er einen absolut perfekten Bogen wegwerfen, der dreimal besser war als sein eigener?

»Jetzt sofort!«, verlangte sein Vater.

Voller Wut schleuderte er den Bogen zusammen mit den Pfeilen in die Büsche. John Shabosh schien gerade etwas sagen zu wollen, da kamen zwei der anderen Jäger angerannt.

»John! Josef!«, schrien sie, erhitzt und aufgeregt. »Habt ihr eine Gruppe Mohegan-Krieger getroffen?«

»Nein, eine Gruppe nicht«, sagte John ironisch. »Warum? Was ist passiert?«

Beide sprachen aufgeregt durcheinander und erzählten, wie sie damit beschäftigt gewesen waren, ein erlegtes Reh auszunehmen, als sie plötzlich von einem Dutzend Mohegans auf Pferden umringt worden waren. Dann hätten die Männer sie beiseite gestoßen, das Reh geschnappt und auf ein Pferd gelegt und wären dann lachend davongeritten.

»Und was das Ganze noch schlimmer macht«, brachte einer der beiden bitter hervor, »zwei der

Pferde gehörten zu denen, die uns letzten Sonntag gestohlen wurden!«

»Wir müssen schnellstens die anderen finden«, sagte John Shabosh und ging mit großen Schritten in Richtung des verabredeten Treffpunkts. Josef trottete hinterher, tief versunken in Selbstmitleid.

Als sie mit den anderen Jägern zusammentrafen, stellte sich heraus, dass noch andere von den Mohegans überfallen und ihrer Beute beraubt worden waren. Von den sieben Rehen, die sie an diesem Tag erlegt hatten, waren nur noch drei übrig geblieben, die sie ihren hungrigen Weggenossen mitbringen konnten. Alle waren sehr aufgebracht.

»Das ist unverschämt!«, machte James sich Luft. Er war einer der jungen Männer, die beraubt worden waren. »Ich gebe zu, dass ich vorhin gewünscht habe, nur eine Minute lang wieder ein Ungläubiger zu sein, gerade lange genug, um diese Unruhestifter hiermit bekannt zu machen.« Er schwenkte vielsagend sein Gewehr.

»Genau!«, schnaubte auch Seth wütend. »Solche Übergriffe dürfen wir nicht so einfach hinnehmen. Wir ermutigen sie nur, sich noch schlimmer zu benehmen.«

»Ich verstehe euren Ärger«, sagte einer der älteren Männer, ein grauhaariger Seneca, der immer noch fit und stark war. »Aber was hätten zwei

Männer gegen ein Dutzend Krieger ausrichten können – selbst wenn in unserer Bibel nicht stünde, dass man Böses nicht mit Bösem vergelten soll?«

Josef bemerkte, dass sein Vater ungewöhnlich schweigsam war. Als einer der respektiertesten unter den Ältesten des Dorfes war er für gewöhnlich schnell in der Lage, die jungen Heißsporne zu beruhigen, die mit der Lehre der Böhmisches Brüder, absolut gewaltfrei zu leben, manchmal Probleme hatten. Diese Lehre betonte, wie wichtig es ist, »die andere Wange hinzuhalten« und für seine Feinde zu beten, statt Vergeltung zu üben.

Aber alles, was er abschließend sagte, war: »Kommt jetzt, wir müssen schnell zurück zu den anderen.«

* * *

»Josef«, sagte John Shabosh ernst, »ich übernehme die nächste Wache. Ab in dein Bett – und du bist besser noch dort, wenn ich zurückkomme.«

Es war spät. Die Lagerbewohner hatten Mühe gehabt, zur Ruhe zu kommen, nachdem die Jäger mit der Geschichte von den Überfällen und dem Diebstahl der vier Rehe zurückkamen.

»Du musst dir keine Sorgen machen, Vater«, sagte Josef mürrisch. »Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich beschlossen habe, nicht mehr mit Opeechee zu reden.«

John Shabosh antwortete nicht, sondern ging mit großen Schritten an verschiedenen Lagerfeuern vorbei auf seinen Wachposten. Er war nicht froh darüber, Josef allein zurücklassen zu müssen. Wie oft hatte sich der Junge davongeschlichen, um sich mit diesem ... diesem Heiden zu treffen? Aber gleichzeitig wollte er die Umgebung des Camps selbst unter Bewachung haben. Denn offensichtlich wurden Opeechee und seine Krieger immer frecher in ihrem Vorgehen.

Drei Männer hielten gemeinsam Wache. Alle gingen langsam um das Lager herum, immer im etwa gleichen Abstand. Als John den äußeren Rand des Lagers kontrollierte, fiel ihm eine vertraute, drahtige, kleine Gestalt auf, die durch das Lager lief.

»Vater Zeisberger!«, rief er. »Würdest du mir bitte ein wenig Gesellschaft leisten?«

»Natürlich, Bruder«, sagte der böhmische Pastor und kam zu John Shabosh herüber. »Was ist los? Du siehst beunruhigt aus.«

Aufgebracht erzählte Shabosh dem Pastor, was er am Nachmittag über Josef herausgefunden hatte. Zeisberger hörte bis zum Ende ruhig zu.

»Ich kann es gar nicht fassen, dass der Junge so hintertrieben sein kann!«, schäumte John. »Was mich betrifft, hält sich Josef ab jetzt nur noch innerhalb des Lagers auf – und das bedeutet auch keine Jagd mehr für ihn.«



Zeisberger wirkte nachdenklich. »Ich kann verstehen, dass du so wütend bist, Bruder Shabosh. Dein Verdacht ist vermutlich richtig. Opeechee hat versucht, den Jungen durch Schmeicheleien einzufangen und ihn uns abspenstig zu machen. Aber zu dem Jungen würde ich nicht so hart sein. Er hat dir jetzt die ganze Geschichte erzählt

und wird denselben Fehler sicherlich nicht noch einmal machen. Es ist die erste Dummheit, die er gemacht hat. Ich denke, du kannst ihm sagen, wie betroffen und enttäuscht du warst und die Sache dann laufen lassen.«

»Laufen lassen?«, explodierte Shabosh. »Das Ganze lief schon eine ganze Zeit ohne mein Wissen. Das kann schlecht als erste Dummheit bezeichnet werden.«

»Trotzdem war Josef immer ein pflichtbewusster Sohn. Jetzt wird er in Windeseile erwachsen, und du musst ihm Vertrauen schenken. Ein zu harter Maßstab könnte jetzt mehr schaden als nützen.«

»Aber das ist doch genau der Punkt, Vater Zeisberger! Er soll ja auch erwachsen werden und hat schon einen ziemlichen Mangel an Urteilsvermögen gezeigt. Wie soll ich ihm denn jetzt vertrauen?«

Die beiden Männer gingen langsam weiter und schwiegen. Ab und zu blieben sie stehen und lauschten der Nacht. Dann sagte Zeisberger: »Bruder Shabosh, ich werde dir eine Geschichte erzählen. Als ich ungefähr in Josefs Alter war, ließen mich meine Eltern in Herrnhut zurück, einer unserer mährischen Kolonien in Sachsen, damit ich meine Ausbildung beenden konnte. Sie selbst gingen nach Georgia in der Neuen Welt, um dort als Missionare zu arbeiten. Ich akzeptierte ihre Entscheidung, aber es war sehr hart für

mich. Meine Lehrer waren mehr als streng, bis hin zur Barschheit. Aber ich versuchte, so gut wie möglich damit zurechtzukommen.

Dann wurde ich eines Tages gebeten, einen Gast zu begleiten, um ihm den Weg in die nächste Stadt zu zeigen. Er war ein sehr großzügiger Mann und gab mir als Belohnung für meine Mühe eine Goldmünze. Uns war es verboten, Geschenke anzunehmen, und so versuchte ich, ihm die Münze zurückzugeben. Aber der Mann wollte davon nichts wissen und ließ mich mit der Münze in der Hand stehen.«

John Shabosh runzelte im Dunkeln die Stirn. Was sollte diese Geschichte mit Josef zu tun haben? Vater Zeisberger wollte doch wohl seine Gefälligkeit als Fremdenführer nicht mit Josefs heimlichen Treffen mit einem wohlbekanntem Feind vergleichen!

»Als ich in die Schule zurückkam«, setzte Zeisberger seinen Bericht fort, »gab ich dem Direktor die Goldmünze und sagte ihm, wie ich sie bekommen hatte. Aber der Direktor konnte nicht glauben, dass jemand einem Jungen so viel Geld für eine kleine Gefälligkeit gab! Er beschuldigte mich, zu lügen, und bestand darauf, dass ich die Münze gestohlen haben müsse. Und so wurde ich mit dem Rohrstock verprügelt, nicht nur für das Stehlen, sondern auch noch für das Lügen.«

Im Wald hörte man ein Käuzchen rufen. Die

Männer blieben kurz stehen, lauschten und gingen dann langsam weiter um das Lager herum.

»Ich war so wütend und verletzt über diese ungerechte Behandlung, dass ich, der im Grunde das Gute wollte, rebellierte. Ich war so wütend, dass ich weggelaufen bin. Nur Gott weiß, welchen Gefahren ich auf meinem starrköpfigen Weg nur haarscharf entronnen bin. Am Ende wusste ich nicht mehr, wohin ich mich wenden sollte, und so überredete ich General Oglethorpe, mich mit auf sein Schiff zu nehmen, damit ich nach Amerika zu meinen Eltern fahren konnte. Und so wurde ich davor bewahrt, einen schlimmen Fehler zu machen.«

John Shabosh überlegte. »Vater Zeisberger, willst du damit sagen, ich soll meinen Sohn nicht bestrafen?«

»Nein, mein Freund«, antwortete der schmale Mann neben ihm. »Ich warne dich nur davor, ihn zu hart zu bestrafen. Gib ihm noch eine Chance, sich zu beweisen.«

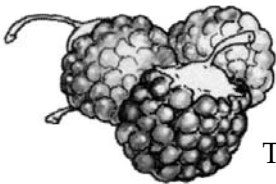
»Nicht solange dieser Mohegan um das Lager herumschleicht!«, sagte Shabosh grimmig. Konnte Pastor Zeisberger denn nicht verstehen, dass sein Sohn fast ein Opfer dieses Mannes geworden wäre? »Ich kann das Risiko nicht eingehen. Ich habe mich entschieden: Josef wird das Lager nicht mehr verlassen, bis wir am Muskingum angekommen sind.«

Der Himbeerstrauch

In Josefs Gesicht regte sich keine Miene, als sein Vater ihm mitteilte, dass er bis zum Ende der Reise das Lager nicht mehr verlassen durfte. Aber in seinem Inneren kochte es. *Das ist nicht fair!*, dachte er wütend. *Auch wenn ich meinem Vater die Wahrheit sage, kommt nur Schlechtes dabei heraus! Überhaupt keine Jagd mehr? Das ist zu viel.*

Obwohl ihn niemand der anderen darauf ansprach, fragte er sich doch, wie viele von ihnen alles wussten und hinter seinem Rücken über ihn redeten. Sie dachten vermutlich, dass er der schlechteste Mensch unter der Sonne sei, weil er mit Opeechee geredet hatte. Nun, *er* würde jedenfalls nicht darüber reden, und er würde auch keine Heulsuse sein. Ein Krieger trug seine Strafe wie ein Mann.

Entschlossen, seine Gefühle nicht zu zeigen, wurde Josef mürrisch und in sich gekehrt. Er tat alles, worum sein Vater ihn bat, aber die Abende am gemeinsamen Lagerfeuer verliefen schweigend und in gespannter Atmosphäre.



Die Tage waren jetzt lang und öde. Anstatt das Zusammensein mit den anderen Jungen zu genießen, die sich um die Tiere kümmerten, blieb Josef

am liebsten für sich allein. Er dachte, die anderen Jungen würden ihn komisch anschauen, aber er machte sich nichts daraus. Ab und zu sah er John Myers, James, Seth oder Abel, die David auf dem Rücken trugen, aber er vermied es, sich in Rufweite aufzuhalten. Er wollte nicht mit David sprechen – noch nicht.

Aber obwohl die Wachen abends rund um das Lager postiert wurden, verschwanden immer mehr Gegenstände: verschiedene Gewehre, Säcke mit Saatgut, Felle und Leder zum Tauschen – und zwei weitere Packpferde. Die Diebstähle führten dazu, dass Josef sich schuldig und schlecht fühlte. Wenn Opeechee und seine Krieger verantwortlich waren – und jeder nahm an, sie wären es – würden doch sein Vater und alle anderen in *ihm* den Schuldigen sehen.

* * *

David lag sicher in der Armbeuge von John Myers, der vorsichtig seinen Weg durch einen schmalen Bach suchte. »Bist du sicher, dass du vernünftig isst?«, fragte John vorwurfsvoll. »Du kommst mir jedes Mal leichter vor, wenn ich dich trage.«

»Ich versuch's«, sagte David schlicht. Es war schwer zu erklären, wie viel Kraft sogar das Essen in diesen Tagen kostete. Aber er war ein bisschen neugierig. Aus Juni war inzwischen Juli geworden, und der Treck – wenn man die Reisenden als Treck bezeichnen konnte – schien nun an

der Westseite der Allegheny-Berge bergab zu gehen. Vater Zeisberger hatte gesagt, dass sie ungefähr in der Mitte des Weges zu ihrem neuen Zuhause in Ohio angekommen waren.

»Ich bin gespannt, wie unser neues Zuhause sein wird«, murmelte David. Dann streckte er sich plötzlich. »Schau mal, John, da ist Josef! Ruf ihn doch bitte her. Ich weiß, dass meine Stimme nicht laut genug ist, und ich habe ihn seit Tagen nicht gesehen.«

Sie hatten Josef zwischen den Bäumen entdeckt. Er versuchte gerade eine ausgerissene Kuh wieder zur Herde zurückzutreiben. »Hallo Josef!«, rief John. »Josef! Warte mal einen Moment!«

Josef schien sich kurz umzudrehen, aber dann beeilte er sich, weiterzukommen.

»Oh«, sagte David enttäuscht. »Vielleicht ist er beschäftigt und kann jetzt nicht reden.«

»Hmhm«, brummelte John. »Kann schon sein. Aber ich glaube eher, dass ihn irgendetwas bekümmert. Ich habe ihn noch nie zuvor so schlecht gelaunt und wortkarg erlebt. Weißt du, was mit ihm los ist, David?«

David schüttelte den Kopf. »Nein. Er hat seit Tagen nicht mehr mit mir gesprochen – nicht, seit er das letzte Mal auf der Jagd gewesen ist. Aber als er an jenem Morgen aufbrach, war er sehr gut gelaunt und eifrig, alles richtig zu machen.« David zögerte. Er wollte nicht mehr sagen. Er wuss-

te nicht, wie gut John Myers über Opeechee informiert war. Aber die anderen Jäger hatten alle von einer Bande Mohegan-Krieger berichtet, von denen sie bestohlen worden waren. Hatte das etwas mit Josefs schlechter Laune zu tun?

»Vergiss es«, sagte John und versuchte das Thema zu wechseln. »Du wolltest doch wissen, wie unsere neue Heimat wohl aussehen mag, richtig? Nun, hier ist der Mann, der dir alles darüber sagen kann. Guten Tag, Vater Zeisberger. Wir haben eine Frage.«

Vater Zeisberger, einen Rucksack auf dem Rücken, schritt mit seinem Stock zügig voran, aber er lächelte, als er John und David sah.

»Nun«, begann er, als er Davids Frage hörte, »was haltet ihr davon, wenn ich David ein oder zwei Meilen trage und John so lange meinen Rucksack nimmt. Du bekommst natürlich das dickere Päckchen«, lachte er, als der junge Mann seinen schweren Rucksack schulterte. Der Rucksack war gefüllt mit Vorräten, die nach dem Verlust von zwei weiteren Packpferden jetzt auf diese Weise transportiert werden mussten.

»Du denkst also über unsere neue Heimat in Ohio nach, richtig, David?«, sagte er zu dem Jungen, der ihm locker über den Rücken gelegt worden war. »Nun, David, ich glaube, bis wir in den Himmel kommen, werde ich kein schöneres Fleckchen zu sehen bekommen.«

»Wirklich, Vater Zeisberger?« fragte David atemlos. »Erzähl mir davon!«

»Nun, die fünf Familien, die schon dort sind, haben sich in einem wunderschönen Tal niedergelassen, das ungefähr achtzig Kilometer lang am Ufer des Muskingum-Flusses liegt. Die Berghänge, die zum Tal hin verlaufen, sind mit allen möglichen Baumarten bewachsen – mit Eichen, Nussbäumen, Eschen, Haselnuss und Ahorn – so dick und ausladend, dass kaum Unterholz wächst. Aber unten im Flusstal! – Solche prächtigen Bäume hast du noch nie gesehen! Walnussbäume, Zedern, falsche Haselnüsse und Lorbeerbüsche mit ihren duftenden Blüten. Aber das Allerbeste sind die majestätischen Ulmen und die riesigen Platanen mit so dicken Ästen, dass dir die Augen aus dem Kopf fallen, wenn du sie siehst.«

David musste bei dieser Vorstellung lachen.

»Aber das ist noch nicht alles, David. Dort gibt es Birken mit dicker Rinde, um Kanus zu bauen, und die Wälder sind voll von Wild. Und die Beeren! In den paar Wochen, die ich im Frühjahr dort war, habe ich Erdbeeren, Brombeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, schwarze Johannisbeeren und Preiselbeeren blühen sehen, obwohl die Beeren für dieses Jahr alle weg sein werden, wenn wir dort ankommen. Aber das Schönste an diesem Tal ist ein schöne, klare Quelle, die einen Bach und einen kleinen See speist.«

»Eine schöne Quelle«, murmelte David gedankenverloren. »Das wäre doch ein schöner Name für unsere neue Stadt: Schöne Quelle – oder Schönbrunn.«

Vater Zeisberger lachte. »Ja, das wäre es wirklich! Du kannst es ja dem Stadtrat vorschlagen, wenn wir dort ankommen.«

David war mehrere Minuten lang still. Er versuchte, sich all das vorzustellen, wovon Vater Zeisberger erzählt hatte. Aber er wurde abgelenkt von dem Gedanken an Josef, der vor ihm davongelaufen war, obwohl er Johns Rufen sicher gehört hatte. »Vater Zeisberger«, sagte er unvermittelt, »Josef hat schon seit vielen Tagen kein Wort mehr mit mir gewechselt. Weißt du, was los ist?«

»Na ja, ich glaube schon«, sagte Vater Zeisberger. »Aber vielleicht sollte er dir alles selbst erzählen. Er braucht im Augenblick dringend einen Freund.«

»Wenn ich könnte, würde ich sofort zu ihm gehen«, rief David. »Aber ich kann ihn doch nicht zwingen, zu mir zu kommen.«

David spürte, dass Vater Zeisberger kurz die Schultern hochzog. »Das vielleicht nicht«, stimmte er zu, »aber vielleicht zeigt Gott dir einen Weg.«

* * *

Josef fühlte sich nicht wohl dabei, so zu tun, als würde er John Myers' Stimme nicht hören. Er

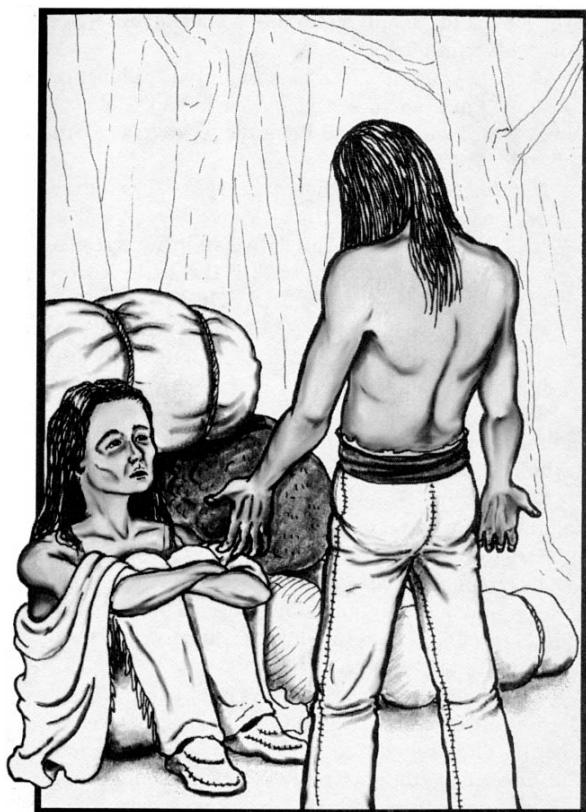
wusste, dass es David war, der mit ihm reden wollte. Aber er wollte jetzt im Augenblick mit niemandem reden, auch nicht mit David. David schien immer sofort zu wissen, was mit ihm los war, und er wollte auf gar keinen Fall, dass David den Kessel voller schlechter Gedanken und Gefühle sah, der in ihm brodelte.

Trotzdem war David immer noch sein bester Freund. Er hatte es nicht verdient, so behandelt zu werden, wie Josef es getan hatte. Vielleicht sollte er sich einen Vorwand ausdenken, unter dem er ganz zwanglos bei David vorbeischaun konnte – einfach so, nur auf einen Sprung.

Nach dem abendlichen Gottesdienst bekam er die Gelegenheit, als er bemerkte, dass Anna Heckstein ihren Unterstand in der Nähe des Hauptfeuers errichtet hatte. Während sich sein Vater mit einigen anderen Ältesten unterhielt, lief Josef wie beiläufig zu David hinüber, der dort, an einige Bündel gelehnt, saß.

»Hallo, David«, sagte er, »wie geht's dir?« Aber schon während er das sagte, sah er bestürzt, wie dünn und schwach David aussah. Seine Augen lagen tief eingesunken in den Höhlen, seine Wangenknochen stachen aus seinem mageren Gesicht hervor.

Aber sein Gesicht strahlte vor Freude. »Josef! Schön, dich zu sehen. Du hast mir noch gar nichts von der letzten Jagd erzählt. Ich bin schon ganz gespannt darauf.«



Wohl kaum, dachte Josef ironisch. »Oh, entschuldige David, aber jetzt kann ich nicht. Mein Vater ...«

»Ach Josef, wie schön!« Anna Heckstein trat aus dem Zelt. »Ich muss gerade mal zu Martha Hochberg gehen, sie wollte mir einige Knoten aus den Haaren entfernen. Aber ich wollte

David nicht allein lassen. Könntest du hier bleiben, bis ich zurückkomme?«

Josef fühlte sich in die Enge getrieben. Er schaute zum Hauptfeuer hinüber. Sein Vater stand noch ins Gespräch versunken da. »Na gut, ich denke schon.«

»Wunderbar!«, rief Anna und griff ihren Muschelkamm. Ihr offenes Haar flog hinter ihr her, als sie davonlief.

Als seine Mutter gegangen war, ergriff David Josef sofort am Arm und zog ihn zu sich herunter. »Josef, erzähl mir von der Jagd. Da ist irgendetwas schief gegangen – ich merke es.«

Und ehe er noch recht wusste, was er tat, hörte sich Josef erzählen: die ganze verworrene Geschichte von seinem Entschluss, Opeechee nicht mehr zu treffen, das Opeechee ihn aber abgepasst hatte, von dem Geschenk, dem wunderbaren Bogen und den Pfeilen, wie er von seinem Vater erwischt worden war, wie der ihn gezwungen hatte, Pfeil und Bogen wegzuwerfen. Und dass sein Vater ihn noch weiter strafte, obwohl er ihm doch freiwillig alles erzählt hatte. Er durfte nicht mehr auf die Jagd gehen, genauer: Er durfte das Lager aus irgendeinem Grund überhaupt nicht mehr verlassen.

»Das tut mir so Leid, Josef«, sagte David mit trauriger Stimme. »Kein Wunder, dass du dich schlecht fühlst.«

Davids Worte waren wie Balsam für Josefs verletzte Gefühle. »Ich habe versucht, das Richtige zu tun, David, ehrlich, ich habe es genauso gemacht, wie ich es dir vor der Jagd versprochen hatte. Jetzt kannst du sehen, wohin mich das gebracht hat«, sagte er bitter. »Vermutlich denken alle, dass ich sehr schlecht bin, weil ich mit Opeechee gesprochen habe, vor allem mein Vater.«

»Ich glaube nicht, dass ›alle‹ das tun.« David rückte die Aussage seines Freundes zurecht. »Ich hatte noch gar nicht gehört, was passiert ist, und John Myers auch nicht – und der war mit auf der Jagd! Und dein Vater ... hast du ihm gesagt, dass es dir Leid tut und ihn um Vergebung gebeten?«

Josef merkte, wie er sich innerlich versteifte. »Das würde bestimmt viel helfen!«, schnaubte er. »Ich sage ihm die Wahrheit, und er bestraft mich dafür. Er hat mich dafür verantwortlich gemacht, dass ich auf dem Weg mit Opeechee gesprochen habe – und ich konnte überhaupt nichts dafür! Außerdem begreife ich immer noch nicht, was daran so schlimm gewesen sein soll.«

»Aber Josef, dieser Mann war drauf und dran, dir großen Schaden zuzufügen. Er hat dich dazu gebracht, dass du rebellisch und unzufrieden bist.«

Josef verdrehte die Augen. »Dass ich mich schlecht fühle, hat mit Opeechee überhaupt nichts zu tun. Ich habe meinem Vater die Wahrheit gesagt und dass ich Opeechee nicht mehr treffen werde. Das muss reichen.«

»Nun, dann sag wenigstens Jesus, dass es dir Leid tut, und bitte Ihn um Vergebung.«

Josef schüttelte den Kopf. »Es ist einfach zu schwierig, gut zu sein, David. Ich bin nicht so wie du. Es scheint, egal was ich tue ...«

»Josef? Josef! Wo bist du!« Das war John Shabosh, der laut aus der Richtung des Hauptfeuers rief.

»Siehst du, was ich meine?«, sagte Josef spöttisch. »Ich brauche nur einmal für zehn Minuten außer Sichtweite zu sein, und schon werde ich angeschrien. Wieso denkt er, dass er mich wie einen Gefangenen bewachen muss?«

»Immerhin hast du einen Vater, Josef«, sagte David ruhig. »Steht nicht in der Bibel, dass ein Vater, der seinen Sohn liebt, ihn auch züchtigt? Er muss dich lieben, Josef – auch wenn es im Augenblick nicht so aussieht.«

»Ach, was weißt du schon davon, David«, zischte Josef unfreundlich. Anna kam zurück, und er rappelte sich auf. »Du machst niemals etwas falsch, für das du bestraft werden musst. Vielleicht wäre ich viel besser dran, wenn ich nur eine Mutter hätte wie deine, die mich einfach nur liebt – egal was passiert. Vielleicht wäre ich dir dann ähnlicher.«

Als Josef zu seinem Vater hinüberging, wischte er sich noch schnell ein paar Tränen ab, die verraten hätten, wie einsam und elend er sich fühlte.

* * *

Am nächsten Tag fühlte Josef sich miserabel. Er hatte David schon wieder schlecht behandelt – den besten Freund, den er auf der ganzen Welt hatte. Er musste David nur sagen, dass es ihm Leid tat – es irgendwie wieder gutmachen.

Kurz vor der Mittagsrast, als die Jungen die Herde durch eine schmale, schattige Schlucht trieben, entdeckte Josef einen Himbeerstrauch, an dem noch dicke rote Früchte hingen. »Großartig!«, sagte Josef, nahm seinen Strohhut ab und pflückte schnell die dicken, roten Früchte. Es war eigentlich schon keine Erntezeit mehr für Himbeeren, aber dieser Busch hier stand so weit abseits von der sengenden Julisonne, dass seine Beeren verspätet reif geworden waren. Er stopfte einige saftige Früchte in den Mund, da hatte er eine Idee.

Er würde David die Himbeeren bringen. Das würde ein prima Friedensangebot sein!

Kurze Zeit später hörte man den Ruf zur Mittagsrast. Auf dem Rückweg zu seiner Ration Dörrfleisch und Maisbrot hielt er Ausschau nach David. Der saß an einen Baum gelehnt da und wurde von seiner Mutter bedrängt, doch ein wenig von dem weichen Brei zu essen, den sie für ihn zubereitet hatte.

»Schau mal, was ich gefunden habe, David!«, rief Josef und hielt ihm den Strohhut hin. »Die sind für dich!«

Sofort leuchtete Davids Gesicht auf. Er nahm den Strohhut und steckte sich langsam eine Frucht

nach der anderen in den Mund. Er lächelte, so gut schmeckten ihm die frischen kühlen Früchte.

»Gott segne dich, Josef«, sagte Anna und sah erleichtert aus. »Wo um alles in der Welt hast du die denn gefunden, so spät im Jahr?«

»Möchtest du noch mehr davon haben?«, fragte Josef. »Ich habe sie ein Stückchen weiter hinten, unten in der Schlucht gefunden, die wir durchquert haben. An dem Busch hängen immer noch ganz viele. Es würde nur ein paar Minuten dauern, noch mehr zu pflücken.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, sauste Josef davon und bahnte sich einen Weg zwischen den müden Reisenden hindurch, die hier und da auf umgefallenen Baumstämmen oder auf dem Moos saßen.

Als er an den Packpferden vorbeilief, die am Ende des Zuges angebunden waren und den Waldboden nach genießbaren Grashalmen absuchten, merkte er, dass es doch ein längerer Weg zu der Schlucht war, als er vorher angenommen hatte. Ungefähr zehn Minuten würde er rennen müssen; er spurtete los.

Aber gerade als die Packpferde außer Sichtweite waren, hörte er hinter sich eine wütende Stimme seinen Namen rufen: »Josef Shabosh«, donnerte die Stimme seines Vaters. »Was meinst du, wo du hingehst? Wie kannst du es *wagen*, dieses Camp zu verlassen?«

Über den Fluss

Josef blieb stehen, drehte sich langsam um und sah seinen Vater mit langen wütenden Schritten auf sich zukommen.

»Erkläre mir, was das zu bedeuten hat, junger Mann«, verlangte John Shabosh.

Josef holte tief Luft und versuchte das zittrige Gefühl in seinem Magen unter Kontrolle zu bringen. In seinem Eifer, David eine Freude zu machen, hatte er völlig vergessen, dass er unter Arrest stand. Aber er ärgerte sich, dass sein Vater ihn schon verdächtigte, etwas Böses im Sinn zu haben, ehe er sich überhaupt erkundigt hatte.

»Ich wollte nur Himbeeren für David pflücken«, sagte er gelassen und bemühte sich, auch seine Stimme nicht zittern zu lassen.

»Himbeeren!«, spottete Shabosh.

»Das ist ja ein wunderschönes Märchen. Die Himbeersaison war vor fast zwei Wochen zu Ende. Kann ich dir denn überhaupt nicht mehr vertrauen, Josef?«

Trotzig sah Josef seinem Vater in die Augen. »Ich sage die Wahrheit, Vater. Was kann ich sonst sagen?«



John Shabosh sah seinen Sohn lange an. Eine Mischung aus Enttäuschung und Ärger war in seinem Gesicht zu lesen. Schließlich sagte er: »Geh ins Camp zurück – sofort.«

Josef schob sich an seinem Vater vorbei und marschierte schnell zurück zu der langen Reihe Rastender. Er ging wortlos an David vorbei, sein Gesicht hart und ausdruckslos. Er wusste, dass sein Vater genau hinter ihm sein würde, und hielt nicht eher an, als bis er wieder seinen Platz bei den Hirten am Anfang des Zuges erreicht hatte.

Als er sich gegen einen Baum lehnte, um wieder zu Atem zu kommen, fiel ihm ein, dass er sich selbst gar nichts zu essen geholt hatte. Nun, das war auch egal. Er konnte jetzt sowieso nichts essen. Er war viel zu aufgebracht.

Bald ging der Ruf zum Aufbruch durch die Reihen. Aus einem Augenwinkel sah Josef, dass sein Vater einen Platz weit vorne in der Kolonne eingenommen hatte, um ihn gut im Auge zu behalten.

Josef schlug mit dem Stock die letzte Kuh. »Heeeiija!«, kommandierte er das Tier. *Ich halte das nicht länger aus!* dachte er wütend und trieb die Kuh mit dem Stock an, mit den anderen Kühen Schritt zu halten. *Ich kann das Lager nicht einmal verlassen, um ein paar Himbeeren für David zu pflücken! Ich sage meinem Vater die Wahrheit, und er glaubt mir nicht. Es ist ... es ist zu erniedrigend, und ich werde das nicht länger über mich ergehen lassen! Ich haue ab. Ich finde Opeechee schon – er wird*

mich aufnehmen. Was interessiert es mich, wenn er ein schlechter Mensch ist. Er respektiert mich wenigstens und behandelt mich wie einen Mann.

Josef presste seine Lippen entschlossen aufeinander.

* * *

»Mutter«, flüsterte David mit trockenen Lippen seiner Mutter zu. Es war Abend geworden. »Ich fühle mich nicht wohl, aber ich muss unbedingt Josef sehen. Bitte such ihn und bitte ihn, zu mir zu kommen, ja?«

David hatte sich den ganzen Nachmittag Sorgen um Josef gemacht. Er hatte seinen Freund wiederkommen sehen, fast unmittelbar nachdem er losgerannt war, um noch Himbeeren zu pflücken. Sein Vater ging dicht hinter ihm. David konnte sich denken, was geschehen war. Heute Abend fühlte er sich fast zu schwach, um überhaupt noch mit jemandem zu sprechen, aber – er *musste* mit Josef sprechen. Er wollte nicht, dass sein Freund sinetwegen in Schwierigkeiten kam. Und Josefs Gesichtsausdruck hatte ihm Angst eingejagt.

Anna kam mit einem widerstrebenden Josef neben sich zurück. »Er ist heute Abend ein wenig müde, Josef«, sagte sie mit einem sorgenvollen Blick auf David. »Aber du schaffst es immer, ihn aufzuheitern. Morgen wird es ihm besser gehen. Ich bin ganz sicher.« Sie ging zum

Zelt und ließ die Jungen an dem kleinen Lagerfeuer allein.

Josef setzte sich neben David und versuchte, jeden Blickkontakt zu vermeiden. »Es scheint dir heute nicht besonders gut zu gehen, David«, sagte er. »Wird es dir morgen wirklich besser gehen?«
»Ich weiß es nicht, Josef«, flüsterte David. »Manchmal denke ich, dass ich den Himmel sehe, ehe wir die schöne Quelle erreichen.« Er sah das Befremden in Josefs Augen. »Aber das war nicht der Grund, weshalb ich dich hergeben habe. Du hast heute Ärger wegen mir gehabt, richtig?«

Der wütende, verletzte Ausdruck erschien wieder auf Josefs Gesicht. »Es war nicht deine Schuld. Ich habe meinem Vater gesagt, wohin ich gehen wollte, aber er wollte mir nicht glauben.«
»Aber Josef, du hättest ihn nur hierher bringen müssen, und ich hätte ihm bestätigen können, dass deine Geschichte stimmt.«

Josef biss die Zähne aufeinander. »Nein, er sollte *mir* glauben – nicht nur, weil *du* es sagst. Ich sollte es nicht jedes Mal beweisen müssen.«

»Aber Josef«, sagte David traurig, »du hast selbst gesagt, dass du ihn nicht dafür um Verzeihung gebeten hast, dass du ihn hintergangen hast, indem du weggeschlichen bist, um Opeechee zu treffen. Bis du das tust, wirst du es jedes Mal beweisen müssen.«

Josef warf ihm einen zornigen Blick zu. »So? Und woher hast du diese Weisheit?«

Ein schwaches Lächeln erschien auf Davids Gesicht. »Ich bin überhaupt nicht weise. Es ist nur, na ja, ist das nicht dasselbe, was geschieht, wenn sich jemand zu Christus bekehrt? Egal was für gute Menschen wir sind, wir können niemals gut genug sein, um uns das ewige Leben zu verdienen. Nur dadurch, dass wir unsere Sünden bekennen und Jesus bitten, uns zu vergeben, werden wir Kinder Gottes.«

Wieder schüttelte Josef den Kopf. »Es ist nicht fair. Ja, ich habe etwas falsch gemacht. Aber ich habe meinem Vater alles gebeichtet, und ich habe ihm seitdem immer gehorcht. Aber er hört nicht auf, mich zu behandeln, als wäre ich der schlimmste Verbrecher. Nein, ich werde nicht zum Kreuz kriechen. Ich habe meinen Stolz.«

David biss sich auf die Lippe, um nicht zu schreien, denn der Schmerz von der Hüfte kroch nun den Rücken hinauf. Das flackernde kleine Feuer warf Schatten auf Josefs grimmiges Gesicht. Er sah sehr unglücklich aus.

»Ach Josef«, brachte David schließlich heraus, »Jesus kann nicht in deinem Herzen leben, wenn es von Stolz regiert wird. Ich werde für dich beten, dass du den Mut findest, deinen Vater um Verzeihung zu bitten.«

»Warum betest du nicht für meinen Vater, dass er mich um Verzeihung bittet?«, sagte Josef

spitz. Er stand auf. »Nein, lass das Beten am besten ganz sein. Es wird sowieso nichts helfen – und es wird auch nicht nötig sein.«

David sah traurig, wie Josef davonstakste. Seine Augen brannten von trockenen Tränen. Was hatte Josef gemeint mit »es wird auch nicht nötig sein«? Aber tief in seinem Inneren wusste er die Antwort. Josef würde ausreißen.

* * *

Am nächsten Morgen fehlte wieder ein Gewehr. Als Josef davon hörte, schmunzelte er in sich hinein. Gut. Das bedeutete, dass Opeechee und seine Krieger immer noch in der Nähe waren. Heute Abend würde er ausreißen.

* * *

Am Vormittag kamen zwei der Männer, die den Weg erkunden sollten, mit einer Nachricht zurück: »Da vorne ist ein Fluss. Damit wir ihn überqueren können, werden wir eine Furt suchen müssen – wenn es eine gibt.«

Überall wurde aufgeregt miteinander geredet. Das musste wohl der Allegheny-Fluss sein. Aber würden sie eine flache Stelle finden, damit sie den Fluss ohne Kanus überqueren konnten?

Die lange Reihe der Reisenden marschierte am Ostufer des Flusses in südliche Richtung, während Kundschafter versuchten, eine Furt zu finden. Die Julisonne brannte heiß ohne den kühlen

Schatten des Waldes. Als der Ruf zur Mittagsrast ertönte, stürzten sich die Jungen und Mädchen sofort übermütig in die kühlen Fluten und schwammen und plantschten um die Wette. Alle, außer Josef – er blieb abseits stehen und schaute zu.

John Myers hatte David an diesem Vormittag getragen und fand eine schattige Stelle, an der er den Jungen absetzte, damit er den anderen Kindern zuschauen konnte. Er setzte sich neben David und zeigte mit einem Kopfnicken zu Josef. »Mir kommt es so vor, als ob Josef sich verändert hat«, sagte er traurig. »Vor ein paar Wochen war er noch voller Energie – ganz aufgeregt wegen der Reise, begierig, seine Jagd Talente auszuprobieren, freundlich und offen. ... Und jetzt? Als ob er ein anderer Mensch geworden wäre! Ich habe versucht ihn anzusprechen, habe gefragt, was ihm Kummer macht, aber er hat gar nicht geantwortet.«

Johns Worte schienen für David von weit her zu kommen. Mühevoll setzte er sich auf und sagte: »Bitte gib nicht auf, John. Kümmere dich um ihn. Sei ihm ein Freund und Bruder, wenn ich nicht mehr da bin.«

John Myers drehte sich um und sah David scharf an. »Was meinst du damit?«

David's Augen fielen zu, er war so müde. Lange Zeit schwieg er. Aber dann öffnete er die Augen wieder und betrachtete den Fluss, der in der

Sonne glitzerte. »Nun, ich denke, dass ich sehr bald diesen anderen Fluss überqueren werde«, sagte er leise.

John runzelte die Stirn und wollte etwas sagen, aber in diesem Augenblick hörte man einen Schrei. Die Nachricht breitete sich schnell aus: Man hatte eine flache Stelle gefunden, gleich hinter der nächsten Flussbiegung!

In den nun folgenden Stunden wurden junge Stämme gefällt und zu Flößen zusammengebunden, um damit die kleinen Kinder, die Alten und Kranken sowie die meisten Vorräte über den Fluss zu befördern. Die großen Haustiere schwammen hinüber, die Kleintiere wurden von Schwimmern befördert. Die tiefste Stelle war hier nur etwas mehr als einen Meter tief. Die meisten Männer gingen mehrfach hin und zurück, dirigierten die Flöße zu sicheren Landungsstellen, transportierten Kinder auf den Schultern oder halfen anderen beim Überqueren, so dass niemand von der starken Strömung weggerissen wurde.

John Myers schwamm mit David hinüber, setzte ihn dann an einer sonnigen Stelle zum Trocknen ab und ging zurück, um Anna Heckstein zu helfen. Das kalte, fließende Wasser hatte David aus der Benommenheit herausgerissen, unter der er schon seit einigen Tagen gelitten hatte. Er heftete seine Augen fest auf den Fluss, der von krei-



schenden Kindern, muhenden Kühen und meckernden Ziegen nur so wimmelte.

Dann entdeckte er Josef, der bis zur Brust im Wasser stand, mit den Armen fuchtelte und schrie, um so die Kühe zur anderen Seite zu treiben.

Er sah sehr einsam aus.

* * *

David war nicht der Einzige, der Josef beobachtete. John Shabosh sah mit schwerem Herzen, wie sein Sohn Männerarbeit verrichtete: Flöße hinüberziehen, die Herde antreiben, die Vorräte in die Sonne zum Trocknen hinlegen. Der Junge arbeitete wie ein Verrückter – so, als ob er alles allein schaffen müsste.

Josef hatte nicht mehr mit ihm gesprochen, seit dem bewussten Tag, an dem er ihn beim Verlas-

sen des Lagers erwischt hatte. Er sagte nur noch »Ja« und »Nein«.

Als alle auf der anderen Seite angelangt waren, ging John Vater Zeisberger suchen.

»Vater Zeisberger«, begann er. »Ich muss dringend mit dir reden.«

Vater Zeisberger machte seine Runde, um sicherzustellen, dass alle wohlbehalten angekommen waren. Er übergab den ›Inspektorenposten‹ an Bruder Heckewelder und ging mit dem verzweifelten Vater etwas zur Seite.

»Vater Zeisberger«, begann John Shabosh, die Stirn voller Sorgenfalten. »Ich weiß nicht mehr, was ich mit Josef anfangen soll. Ich bin mit meiner Weisheit am Ende! Er wird von Tag zu Tag distanzierter und gleichgültiger. Er ist in vorbildlichem Maße gehorsam, aber ... es ist, als ob zwischen uns beiden eine große Wand stünde. Und dann habe ich ihn gestern auf frischer Tat ertappt, als er während der Mittagsrast das Lager verlassen wollte!«

Shabosh schilderte den Vorfall kurz.

Zeisberger rieb nachdenklich sein Kinn. »Und du hast nicht geglaubt, dass er die Wahrheit gesagt hat?«

Josefs Vater schüttelte den Kopf. »Zuerst nicht. Es hörte sich wie eine Ausrede an – und ich dachte, er wäre zu einem Treffen mit diesem Mohegan-Dieb unterwegs gewesen. Aber dann

fragte ich Anna Heckstein im Vertrauen, ob Josef ihrem Sohn Himbeeren versprochen hatte ... und es scheint, dass er in einer schattigen Schlucht einen Busch gefunden hatte, der noch reife Früchte trug.«

Ein kleines Lächeln umspielte Vater Zeisbergers Lippen. »Also hatte er die Wahrheit gesagt.«

»Ja«, sagte Shabosh einlenkend. »Aber das war ja nicht das Wesentliche. Er war dabei, das Lager ohne Erlaubnis zu verlassen.«

»Ja, natürlich. Aber ich glaube in seinem jugendlichen Eifer, seinem kranken Freund eine Freude machen zu wollen, hat er einfach nicht daran gedacht. Oder denkst du, dass er dich *absichtlich* hintergehen wollte?«

»Nein.« John Shabosh stand schweigend da. Die Geräusche der anderen Reisenden blieben unbeachtet. »Nein, und ich wünschte, ich hätte ihm gegenüber nicht so streng reagiert. Aber ..., obwohl er mir wahrheitsgemäß berichtet hat, was mit Opeechee vorgefallen war, schien er nicht wirklich reuevoll zu sein! Ich dachte, ich könnte ihn zwingen, seinen Fehler einzusehen.«

»Bruder Shabosh«, sagte Zeisberger ruhig. »Wir können durch Zwang ein anderes Benehmen bewirken, aber keine Änderung der inneren Einstellung. Aber es ist noch nicht zu spät. Sag deinem Sohn, dass er genug gestraft wurde, und lass ihm wieder seine Freiheit. Unser Essensvor-

rat geht zur Neige, und ich wollte in den nächsten Tagen wieder eine Jagd organisieren. Warum nimmst du Josef nicht mit?«

»Auf eine Jagd?« John Shabosh wirkte eher unentschlossen. »Ich bin noch nicht sicher, ob ...«

»Denk darüber nach, mein Freund«, empfahl Zeisberger und klopfte seinem Freund auf die Schulter. »Du hast einen prima Sohn großgezogen. Gib ihm die Hand, gib ihm noch eine Chance.«

John Shabosh sah hinter Vater Zeisberger her, als dieser wieder zum Hauptlager zurückging.

Er wollte gern die enge Beziehung wiederherstellen, die er all die Jahre zu Josef gehabt hatte, seit dessen Mutter tot war! Vielleicht würde er tun, was der Pastor vorgeschlagen hatte. Er würde Josef sagen, dass er lange genug gestraft worden war und dass er seine Meinung geändert hatte: Josef könnte trotz allem mit ihm auf die nächste Jagd gehen. Ja, er beschloss, ihm das am nächsten Tag zu sagen.

Was John Shabosh nicht wusste, war, dass Josef noch in derselben Nacht ausreißen wollte.

Den anderen Fluss überqueren

David saß auf seinem Rastplatz im Gras und sah zu, wie Vater Zeisberger von seinem Gespräch mit Josefs Vater zurückkam. »Wir haben immer noch einige Stunden Tageslicht«, rief Vater Zeisberger. »Lasst uns noch weiter am Flussufer entlanggehen, ehe wir unser Nachtlager aufschlagen. Beim Laufen trocknet auch die Kleidung schneller.«

Alle freuten sich und nahmen ihre Pakete und Bündel wieder auf, trieben die Rinder und Ziegen an und machten sich in der heißen Julisonne wieder auf den Weg. John Myers fand sich ein und sagte: »Lass mich dich wieder tragen, David.« David versuchte zu antworten, wurde aber von einem Hustenanfall geschüttelt. Als er endlich wieder sprechen konnte, sagte er zu Johns Überraschung. »Nein danke, John. Ich möchte heute Nachmittag gern von meiner Mutter getragen werden.«

Sogar Anna war überrascht. Normalerweise war David sofort bereit, solche Angebote anzunehmen, um seine Mutter zu entlasten. Aber sie setzte sich gern den Korb auf den Rücken und mit John Myers' Hilfe saß David bald in dem Korb.



Sie hatten ungefähr einen Kilometer schweigend zurückgelegt, als David plötzlich über ihre Schulter flüsterte: »Mutter, wärst du sehr einsam, wenn ich dich verlassen würde, um bei meinem Vater im Himmel zu sein?«

»Was sagst du denn da, David?«, fragte seine Mutter erschrocken.

»Weil ... die Zeit ist gekommen«, flüsterte David. »Ich glaube, Jesus ruft mich. Bitte sei nicht traurig wegen mir, Mutter ...« Sein Flüstern wurde von einem erneuten Hustenanfall unterbrochen. »Ich bin froh, dass wir diese Reise gemeinsam begonnen haben. Aber du wirst ... sie, glaube ich, ohne mich beenden müssen. Weil ich auf eine andere Reise gehe ...«

»Vater Zeisberger!«, schrie Anna. »Vater Zeisberger! Komm! Hilf mir! Bitte schnell!«

Vater Zeisberger hörte ihren angstvollen Schrei und kam angelaufen. Etliche andere Familien merkten, dass etwas passiert war, und eilten zu Hilfe.

David sah den Pastor mit klaren, leuchtenden Augen an, und er wusste, dass Zeisberger verstanden hatte. Es war Zeit, Abschied zu nehmen.

Der Pastor nahm David sachte in beide Arme und hob ihn aus dem Korb auf dem Rücken seiner Mutter heraus. Dann setzte er sich auf einen moosbewachsenen Baumstamm am Rande des Weges. Angesichts des weit entfernt scheinenden

den Blickes in Davids Augen, schien Anna vor Angst förmlich zu erstarren. Martha Hochberg legte schnell die Arme um ihre Freundin und hielt sie ganz fest.

Schnell ging die Aufforderung zum Anhalten durch den ganzen Zug, weil der junge David Heckstein im Sterben lag. John Myers schob sich durch den stillen kleinen Kreis, der sich um David gebildet hatte, und stand stumm und kummervoll vor seinem jungen Freund dort in den Armen des Pastors.

»Bist du bereit für diesen Teil der Reise, David?«, fragte Zeisberger leise.

David hielt den Blick auf das Gesicht des Pastors gerichtet. »Ja«, flüsterte er, »außer, dass ich nie mehr herausfinden werde, welche Aufgabe Gott für mich hatte.« Er hielt inne, jedes Wort bereitete ihm Mühe. »Aber das macht nichts. Ich habe gelernt zu sagen: ›Nicht mein Wille, Dein Wille geschehe.«

Vater Zeisberger konnte die Tränen nicht zurückhalten, aber er lächelte auf den Jungen in seinen Armen hinunter.

»Aber Vater Zeisberger, ich habe noch einen Wunsch«, sagte David plötzlich. »Ich möchte getauft werden. Weißt du, ... ich hatte gehofft, im Gelobten Land getauft zu werden. Aber jetzt ... ich weiß, dass ich diese Reise nicht mit euch beenden werde.« Er sah Vater Zeisberger mit

brennenden Augen an. »Könntest du mich jetzt taufen?«

Mit frohem Lächeln stand Zeisberger auf, den Jungen immer noch auf den Armen. Er flüsterte John etwas zu, der Anna beim Arm nahm. Nachdem die ganze Reisegesellschaft sich wortlos am Flussufer versammelt hatte, wateten die vier – Vater Zeisberger mit David, Anna und John Myers – ins Wasser.

Zeisberger wandte sich um, um die ganze Versammlung der christlichen Indianer anzusehen, weit weg von ihrer Heimat, hier mitten in der Wildnis Pennsylvanias. Laut und klar sagte er: »David Heckstein, du hast Jesus Christus als deinen Herrn und Heiland angenommen, und so taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.«

Von der Gemeinde am Ufer ertönte laut im Chor: »Amen.« Dann tauchten Vater Zeisberger und Anna David kurz unter Wasser und hoben ihn wieder heraus. Er strahlte und lachte über das nasse Gesicht.

Als die vier wieder aus dem Fluss herauskamen, wurde schnell ein Bett aus Moos bereitet, das mit einem Laken abgedeckt wurde. Alle konnten jetzt verstehen, dass die Reise nicht weitergehen würde, bis David diesen ›anderen‹ Fluss überquert haben würde. Aber als er auf dieses Bett gelegt wurde, suchten Davids Augen alle

Gesichter ab: die besorgten Männer und Frauen, die Kinder, die alle um ihn herumstanden.

»Wo ist Josef?«, fragte er.

* * *

John Myers fand ihn, allein am anderen Ende der Gesellschaft, den Kopf auf die Arme gelegt, die geballten Fäuste mit weißen Fingerknöcheln, so sehr kämpfte er den Kampf gegen sich selbst. Er wusste, warum der Zug angehalten hatte. Er hatte gesehen, wie David ins Wasser getragen und getauft worden war. Aber er hatte nicht den Mut gehabt, zu ihm zu gehen. Wie sehr er die Worte bedauerte, die er zuletzt zu David gesagt hatte: *Lass das Beten am besten ganz sein.*

»Er fragt nach dir«, sagte John Myers leise.

Josef stand auf und ging stumm hinter John her, bis zu dem freien Raum, der um Davids Bett geblieben war.

Warum wollte David immer noch mit ihm zu tun haben, wenn er, Josef, ihn doch immer wieder zurückstieß? Jetzt lag er im Sterben ... im Sterben! Er würde David verlieren, den besten Freund, den ein Junge überhaupt haben konnte. Nun, er verdiente Davids Freundschaft auch nicht! Hier war er nun und machte Pläne, wie er heute Nacht am besten weglaufen konnte, während David ... David ...

Mechanisch kniete sich Josef neben das Moosbett. Das Nächste, was er mitbekam, waren Davids dünne Arme, die sich um seinen Hals schlangen und seinen Kopf zu sich herunterzogen, sein Gesicht ganz dicht neben Davids.

»Josef«, hörte er ein Flüstern am Ohr, so leise, dass kein anderer es hören konnte. »Josef, versprich mir ... bitte versprich mir, dass du unser Volk nicht verlassen wirst.« Die Stimme war heiser und klang gepresst. »Ich kann nur dann ruhig zu meinem Vater im Himmel gehen, wenn ich weiß, dass du hier sicher unter den Menschen lebst, die Jesus lieben.«

Josef prallte zurück. *Ach David! Kannst du immer noch meine geheimsten Gedanken lesen? Was du verlangst, ist hart! Ich war bereit, heute Abend wegzulaufen!*

David schaute Josef immer noch ins Gesicht.

Sein Mund formte noch einmal fast unhörbar die Worte. »Versprich es mir!«

Josef vergrub sein Gesicht in seinen Händen. Er fühlte immer noch Davids Finger, die sich an sein Hemd klammerten. David, dessen armer kranker Körper ihn von all den Freuden ausschloss, nach denen Josef sich sehnte: die Freiheit zu gehen, wann und wohin man wollte, die aufregenden Jagden, das Begeisternde an einem Leben als Krieger. Und trotzdem war David glücklich. *Warum?*

Josef wusste warum. Weil David glaubte, dass Gott ihn liebte. Er nahm die körperlichen Beschränkungen, die Gott ihm auferlegt hatte, an und sah die Liebe dahinter. Konnte Josef ...? Konnte er es wagen?

Josef hob den Kopf. David sah ihn immer noch mit riesigen Augen an. Und plötzlich wich der Druck des Kampfes aus Josefs Körper. Er musste sich fast schütteln, als die angestaute Wut, die ihn so lange begleitet hatte, ihn verließ. Josef nahm Davids schmale Hand in seine.

»Ich verspreche es«, flüsterte er zurück. Und dann fügte er noch für sich selbst hinzu: *Und ich werde noch mehr tun. Ich werde tun, worum du mich gebeten hast, ich werde meinen Vater um Vergebung bitten.*

Die Menschenmenge um die beiden Freunde herum schwieg. Eine Brise schüttelte die Blätter an den Bäumen; Vögel flatterten und zwitscherten einander zu.

Dann sagte David laut und deutlich: »Mein himmlischer Vater ruft mich ... ich muss gehen. Josef, du hast gesagt, dass du dir eine Mutter wünschst. Siehst du? Ich gebe dir meine.« Die Augen des Jungen suchten, bis er Anna gefunden hatte. »Mutter, lass bitte Josef dein Sohn sein, an meiner Stelle.«

Tränen liefen über Annas Gesicht – und über Josefs. Und er schämte sich nicht, dass alle sie sehen konnten. Wie David wollte er nie aus

Schmerzen oder wegen schwieriger Umstände weinen, aber Anteilnahme und Sanfttheit berührten ihn ganz tief innen drin.

Aber durch seine Tränen sah Josef, dass David die Augen geschlossen hatte. David hatte den anderen Fluss überquert.

* * *

Die ganze Nacht saß Anna neben dem Körper ihres toten Jungen. Sie wollte nicht schlafen. Etwas abseits saßen Vater Zeisberger, John Myers und Josef und hielten mit ihr gemeinsam Wacht.

Als die Mitternachtsstunde kam, merkte Josef, dass er gerade eine Wahl getroffen hatte. Um diese Zeit hatte er sich eigentlich auf den Weg machen wollen, weg von hier, zurück zu Opeechee.

Wie hieß das noch, was David so oft vor sich hingeflüstert hatte?, überlegte er: »Nicht mein Wille, Dein Wille geschehe.«

Am nächsten Morgen beerdigten sie David an Ort und Stelle. John Myers hatte ein einfaches Holzkreuz gemacht und schlug es am Kopfende in die Erde. Vater Zeisberger las eine Stelle aus der Offenbarung: »... und er wird jede Träne von ihren Augen abwischen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein: denn das Erste ist vergangen.«

Keine Schmerzen mehr für David.

Nachdem sie noch ein Lied gesungen hatten, nahmen alle ihre Bündel, Pakete und Wander-

stücke auf und machten sich wieder auf den Weg. Aber Josef musste vorher noch etwas Wichtiges erledigen.

»Vater!«, rief er. »Vater! Darf ich ein Stück mit dir gehen?«

John Shabosh nickte und schien etwas sagen zu wollen, aber Josef sagte schnell: »Nein, Vater, lass mich zuerst sprechen.« Er holte tief Luft. »Ich habe mich sehr schlecht benommen und ... und ich wollte dich um Vergebung bitten.« Und diesmal sagte Josef alles, was er auf dem Herzen hatte – nicht nur alles, was er getan hatte, sondern auch die Begeisterung für Opeechees Geschichten und das Kriegerleben und den Zwiespalt, den er dadurch im Herzen gehabt hatte. Er gab zu, wie verbittert er gewesen war, als sein Vater ihn zum Arrest verurteilt hatte, und er erzählte von seiner Absicht, wegzulaufen und zu den Mohegans überzuwechseln. Wenn David ihn nicht aufgehalten hätte, wäre er jetzt schon fort.

Josef schluckte hart. »Vater, ich akzeptiere gern jede Strafe, die dir angemessen erscheint, denn ich war weit schlechter, als du geahnt hast. Aber es tut mir Leid. Kannst du mir jemals vergeben?«

Zu Josefs Überraschung sagte sein Vater überhaupt nichts, sondern nahm ihn nur in die Arme und drückte ihn fest an sich. Vater und Sohn

blieben so stehen, während der Zug an ihnen vorbeimarschierte.

Schließlich fand John Shabosh seine Stimme wieder. »Josef«, begann er heiser, »es wird keine Strafe mehr geben. Du bist nach Hause gekommen. Ich verzeihe dir – völlig. Übrigens hat Vater Zeisberger mir gestern gesagt, dass in den nächsten Tagen wieder eine Jagd organisiert wird. Ich möchte, dass du mit mir kommst.«

Völlig unbemerkt von den beiden war Vater Zeisberger näher gekommen. Mit einem strahlenden Gesicht legte er einen Arm um den Vater, den anderen um den Sohn und sagte, als sie zu dritt weitergingen: »Ich glaube, unser himmlischer Vater hat David zu sich heimgeholt, weil die Aufgabe, die Er für ihn hatte, getan war.«

Ausklang

Wochen später kamen die christlichen Indianer im Tal des Muskingum-Flusses in Ohio an. Dort feierten sie ihre erste Zusammenkunft als Gemeinde am 23. August 1772. Sie gaben ihrem neuen Dorf den Namen *Wilhik-Tupeek* (auf Deutsch *Schönbrunn*).

Während der nächsten zehn Jahre lebten sie friedlich unter dem Stamm der Delawaren, gewannen viele Glaubensgeschwister und gründeten neue Dörfer. Die christlichen Indianer, manchmal auch böhmische Indianer genannt, wurden sowohl von den Indianern als auch von den Weißen sehr geachtet, wegen ihres Fleißes, ihres Wohlstands, ihrer Sauberkeit und Ordentlichkeit, ihrer Ehrlichkeit und Gerechtigkeit.

Josef Shabosh stand zu seinem Versprechen und wurde ein treuer Mitarbeiter von Vater Zeisberger. Er kannte die Versuchungen des »alten Lebens« und hatte so großen Einfluss unter den jungen Leuten.

Währenddessen erklärten die amerikanischen Siedler ihre Unabhängigkeit von Großbritannien im Jahre 1776. Innerhalb weniger Jahre holte der Bürgerkrieg die christlichen Indianer ein, die mit keiner Seite verbündet waren, sondern nur mit beiden Seiten in Frieden leben wollten.

Die Briten versuchten allerdings, die Indianer gegen die amerikanischen Siedler aufzubringen. Als Zeisberger seinen Einfluss geltend machte und die Delawaren überzeugte, dass es besser sei, sich aus dem Krieg herauszuhalten, waren die Briten wütend. Im Jahre 1781 wurden die Missionare gefangen genommen und ins Gefängnis von Detroit gesteckt (später wurden sie wieder entlassen). Die übrigen Indianer wurden gezwungen, ihr Dorf zu verlassen und sich weiter westlich am Sandusky-Fluss niederzulassen. Sie gründeten dort sofort ein Dorf mit dem Namen »Stadt der Vertriebenen«.

Nach einem harten Winter am Rande des Hungertods kehrten einige christliche Indianer ins Tal des Muskingum-Flusses zurück, um ihre verlassene Ernte einzubringen, die sich immer noch auf den Feldern entlang des Flusses befand. Ungefähr einhundertfünfzig militante Weiße trieben die unbewaffneten Indianer zusammen und ermordeten sie grausam, Männer, Frauen und Kinder, ohne Unterschied. Neunzig Menschen wurden am 8. März 1782 getötet.

Josef Shabosh und John Myers waren unter den Märtyrern.

Mehr über David Zeisberger

Die Anfänge der Böhmischen Brüder

Im Jahre 1400 rief Johannes Hus, ein römisch-katholischer Priester, zu einer ethischen Reform seiner Kirche auf, aber er wurde im Jahre 1415 wegen Ketzerei auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Seine Nachfolger, die merkten, dass die Kirche Reformen strikt ablehnte, beschlossen, eine neue Kirche zu gründen, die sich nur am Neuen Testament orientierte. Dies war der Beginn der *Vereinigten Brüder*, später auch unter dem Namen *Böhmische Brüder* bekannt. Zusammen mit anderen Protestanten wurden sie verfolgt und zerstreut. Aber ein verborgenes Häufchen Böhmischer Brüder setzte im 17. Jahrhundert unter der Fürsorge von Johannes Comenius die Linie fort.

Im frühen 18. Jahrhundert wollte Nikolaus Graf Zinzendorf eine christliche Gemeinde im Ort Bertelsdorf, seinem Anwesen nahe Dresden, in Sachsen, gründen. Dann tauchte eines Tages vor seiner Tür in Dresden ein Böhmischer Bruder mit Namen Christian David auf. Er hatte gehört, dass der junge Graf bereit war, verfolgte Böhmische Brüder in seinem Land aufzunehmen. Zinzendorf war einverstanden, und im Jahre 1722 kam die erste Gruppe Böhmischer Brüder in Bertelsdorf an.

Die Ansiedlung auf Zinzendorfs Anwesen wurde Herrnhut genannt, was so viel bedeuten sollte wie ›unter dem Schutz des Herrn‹. Zinzendorf unterstützte die Gemeinde bei der Gründung einer Schule, einer Druckerei, einer Leinenweberei und einer Töpferei. Im Jahre 1726 war die Zahl der Bürger schon auf dreihundert angewachsen.

Das Ziel in Herrnhut war nicht nur die Gründung christlicher Gemeinden, sondern auch die Ausbildung von Missionaren, die das Evangelium vor allem zu verfolgten und unterdrückten Menschen bringen sollten.

Die ersten beiden Missionare wurden zu den farbigen Sklaven auf den Karibischen Inseln gesandt. Bis zum Jahr 1760, dem Todesjahr Zinzendorfs, waren schon 226 Missionare in die ganze Welt entsandt worden. Keine andere Kirche hat sich mit den Böhmischen Brüdern im Bereich der Missionsarbeit messen können. Sie hatten Erfolg, wo andere versagten, weil sie nichts anderes als das Evangelium vertraten und keine Staatsinteressen verfolgten. Sie lehnten Gewalt, auch zur eigenen Verteidigung, vollständig ab und blieben in Kriegszeiten immer neutral, oft unter Gefährdung des eigenen Lebens.

David Zeisberger, Indianermissionar

David und Rosina Zeisberger flüchteten im Jahre 1726 auf der Suche nach Glaubensfreiheit aus Böhmen und trafen in Herrnhut auf Hunderte von Glaubens- und Leidensgenossen, die alle aus Böhmen hierher geflüchtet waren. Ihr Sohn David war damals gerade fünf Jahre alt. Zehn Jahre später schlossen sich die Zeisbergers einer Gruppe von Missionaren an, die in Georgia in der Neuen Welt eine Mission der Böhmischen Brüder errichten wollten. Der fünfzehnjährige David wurde zurückgelassen, um seine Schulausbildung zu beenden.

Aber die Strenge seiner Schullehrer war über die Maßen groß, und als David hart für etwas bestraft wurde, was er nicht getan hatte, lief der Junge davon, um seinen Eltern nach Georgia zu folgen. Unter den abenteuerlichen Bedingungen des Pionierlebens in Amerika blühte David förmlich auf. Pastor Peter Böhler, einer der Böhmischen Brüder in Georgia, nahm ihn als Schüler unter seine Fittiche.

Wenige Jahre später zog eine Gruppe von Brüdern, darunter auch der junge David, ins nördliche Pennsylvania, um dort eine Gemeinde aufzurichten, die sie Bethlehem nannten. Dies wurde später das Mutterhaus der Böhmischen Brüder in Nordamerika. David hatte eine große Sprachbegabung und bekam die Gelegenheit,

nach Europa zurückzukehren. Er sagte jedoch seinem Lehrer Böhler, dass er »nur wahrhaftig mit Christus leben und Ihm hier in diesem Land dienen wolle«.

Bethlehem wurde das Zentrum für verschiedene missionarische Feldzüge unter den Indianerstämmen. Zusammen mit einem anderen Bruder lebte David eine Zeit lang unter den Mohikanern, um deren Sprache zu lernen. Sie wurden jedoch von den Briten verdächtigt, für die Franzosen Spionage zu betreiben, und wurden inhaftiert, weil sie es ablehnten, König George den Treueeid zu leisten.

David Zeisberger gewann den Respekt und die Freundschaft der Indianer, indem er geradeheraus sagte, was er dachte, und sie nicht betrog und belog, wie viele der anderen Weißen es taten. Er lebte unter ihnen, lernte ihre Sprachen und wurde ihr Berater und Freund. Als die Indianer sich zu Jesus Christus bekehrten, gründeten auch sie Dörfer der »Böhmischen Indianer«.

Diese Indianer wurden einerseits bewundert und andererseits gehasst. Bewunderung genossen sie wegen ihres Fleißes und ihres daraus erwachsenden Wohlstands. Hass ernteten sie, weil sie in den verschiedenen feindlichen Auseinandersetzungen zwischen den Weißen und den Indianern neutral bleiben wollten. Immer wieder wurden sie aus ihren Siedlungen verjagt und von einem Landstrich zum anderen getrieben. Während des siebenjährigen Krieges zwischen England und Frankreich (1756–1763) gerieten sie oft zwischen die Fronten, weil sie sich auf keine der beiden Seiten schlugen. Missionsarbeit war dann unmöglich. Zu Beginn des Krieges wurde sogar ein Dorf der Böhmischen Brüder mit Namen »Gnadenhütten« angegriffen, und Männer, Frauen und Kinder wurden ermordet. David Zeisberger entkam nur knapp.

Auch nach diesem Krieg blieben die Beziehungen zwischen den Weißen und den Indianern gespannt. Die Indianer sahen sich massiv in ihrer Existenz bedroht, und

die Weißen machten oft keinerlei Unterschied zwischen freundlich und feindlich gesinnten Indianern.

Schwierigkeiten zeichneten sich ab, und die christlichen Indianer baten die britische Regierung um Hilfe. Die Gruppe von Indianern – 120 Männer, Frauen und Kinder, begleitet von David Zeisberger – wurde zu ihrem »Schutz« nach Philadelphia gebracht. Aber als sie dort eintrafen, wartete der Mob auf sie, mit der Drohung, »diese Wilden« umzubringen. Die Indianer wurden zu ihrem »Schutz« in Armeebaracken eingeschlossen. 56 Menschen starben während dieser Zeit an Blattern.

Endlich war Frieden, und die christlichen Indianer wurden wieder in die Freiheit entlassen. Die kleine Gruppe verließ Philadelphia im März 1765, gelangte nach einer fünfwöchigen Reise ans Ufer des Susquehanna-Flusses und ließ sich dort, hunderte Meilen von weißen Siedlungen entfernt, nieder. Sie nannten ihre neue Stadt *Wyalusing* oder *Friedenshütten*.

Friedenshütten wuchs und gedieh prächtig und hatte bald 150 Einwohner. Dort standen 29 Blockhäuser, 13 Zelte, eine Kapelle mit einem Schulhausflügel, ein Missionshaus und Blumen- und Obstgärten hinter jedem Haus. Die Stadt war eingegrenzt von einem Zaun, hinter dem sich riesige Wiesen und Weideflächen erstreckten, auf denen große Rinder- und Schweineherden sowie Hühner und Gänse untergebracht waren. Am Flussufer lagen Kanus vertäut, für jeden Haushalt eines. Die Einwohner trieben Tauschhandel mit Getreide, Malzzucker, Butter, Schweinefleisch und kunstvoll gefertigten Kanus.

Sie wurden von vielen Stämmen aufgesucht: Mohawks, Cajugas, Senecas, Onondagas, Tuscaroras, Nanticokes – alle hörten sie das Evangelium von der Erlösung, und viele waren beeindruckt von der ordentlichen und produktiven Lebensweise der christlichen Indianer. Aber einige benachbarte Stämme waren misstrauisch und ärgerten sich über die Indianer, weil sie den »Gott der

Weißem« anbeteten. Manche versuchten, sie zu überreden, wieder zu ihren früheren Traditionen und heidnischen Bräuchen zurückzukehren, die sie hinter sich gelassen hatten.

Nach einigen Jahren reiste David Zeisberger weiter nach Westen, um dort das Evangelium zu verkündigen. Schließlich wurde ein neues Missionsdorf am Ufer des Beaver-River gegründet. Es erhielt den Namen *Friedensstadt*. Dann wurde David Zeisberger vom Häuptling der Delawaren in Ohio, Netawatwes, eingeladen, bei seinem Stamm zu leben.

Inzwischen wurden die Bewohner von Friedenshütten immer schlimmer von weißen Siedlern bedrängt. Deren Siedlungen waren immer näher an das Territorium der Indianer gebaut worden. Wieder gab es Spannungen zwischen anderen Indianern und den Weißen, und wieder sollten die christlichen Indianer in alles hineingezogen werden. So wurde im Jahre 1771 beschlossen, die Mission für die Indianer von Pennsylvania in die Wildnis von Ohio zu verlegen.

Anfang 1772 reisten fünf Familien aus Friedenshütten zum Muskingum-Fluss, um dort eine geeignete Stelle zu finden, an der man sich niederlassen konnte. Dann kehrte David Zeisberger zurück, um die übrigen Familien auf ihrer Reise zu der neuen Heimat zu begleiten, die sie *Schönbrunn* nannten.

Die christlichen Indianer genossen zehn Jahre Frieden und Wohlstand. Im Jahre 1781 heiratete David Zeisberger, im Alter von sechzig Jahren, sogar noch eine junge Frau namens Susan Lecrone. Aber noch im selben Jahr wurde ihre Idylle in Ohio durch den Ausbruch der Amerikanischen Revolution gestört. Die Briten versuchten, die Indianer gegen die weißen Siedler aufzubringen. Zeisberger bewahrte durch seinen Einfluss die Delawaren davor, in den Krieg hineingezogen zu werden. Das brachte ihm aber Verdächtigungen von britischer Seite ein.

Schließlich wurde Zeisberger zusammen mit den anderen Missionaren in Detroit gefangen gesetzt, und die restlichen christlichen Indianer wurden gezwungen, ihre Häuser zu verlassen und nach Westen zum Sandusky-Fluss zu ziehen. Dort wurde bald eine Stadt gegründet, die sie ›Stadt der Vertriebenen‹ nannten.

Die Indianer standen vor dem Hungertod, und so machten sich einige der christlichen Indianer auf und zogen zurück nach Schönbrunn, um ihre Ernten zu retten. Aber sie wurden von bewaffneten Weißen angegriffen. Diese wollten Rache für den Mord an einer weißen Siedlerfamilie nehmen, der von kriegerischen Indianern verübt wurde. Neunzig wehrlose Männer, Frauen und Kinder wurden zu Tode geprügelt.

Trotz dieser großen Tragödie blieb die Mission der Böhmisches Brüder unter den Indianern Nordamerikas bestehen. David Zeisberger war sehr in Sorge um seine zerstreute Herde. Der neue US-Kongress wies ihnen ein eigenes Gebiet am Muskingum-Fluss zu, ihrer alten Heimat. Aber die Spannungen in dieser Gegend waren immer noch sehr groß. Im Jahre 1791 fanden sie Zuflucht in Kanada, zogen aber schließlich zurück nach Schönbrunn, wo sie die Überreste ihrer ermordeten Brüder fanden. Sie gaben ihnen ein christliches Begräbnis.

Neben seinen Reisen und seinem Dienst als Prediger verfasste David Zeisberger ein Buch mit Glaubensliedern der Delawaren, die Übersetzung eines bekannten christlichen Liederbuches, ein Rechtschreib- und Grammatikbuch für die Delawaren, ein Lexikon für Deutsch und die Sprache der Onondagas, eine Grammatik für die Onondagas und Predigten in der Sprache der Delawaren.

David Zeisberger starb im Jahre 1808 im Alter von siebenundachtzig Jahren. Er wurde in Goshen in Ohio beerdigt, der Stätte, an der er seine letzte Mission gegründet hatte.